OMNIBUS

Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau ꝛc.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**

—0—

Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00

Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.00

Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $9.00

—0—

Man adressire gef.

W. Krippenstapel,
Louisville Ky.

Jahrgang 2. Nummer 38.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 13. September 1868.

Der freie Deutsche Rhein.

Ballade.

Ein Deutscher einst alleine
Im Morgensonnenschein
Zu Oestrich stand am Rheine —
Am Sonntag war's—und blickte
Vergnüglich auf den Rhein.

Und wie er stand am Ufer,
Da packt ihn was am Arm,
Da hört er einen Rufer—
Hu! durchs Gestrüpp des Schnurrbarts
Angrinst ihn ein Gensdarm.

Der hebt ihn an zu schmähen:
„Weh dir, elender Sclav'!
Am Rhein darfst du nicht stehen
Allhier am Sonntag Morgen,
Bei einem Thaler Straf'!

Nur wenn du Schiffsmann wärest,
Dann macht' es wohl nichts aus,
Daß du am Rhein spazörest;
Doch da du nicht ein Solcher —
'raus mit dem Thaler! 'raus!"

Der Deutsche zwar begunnte
Zu wundern sich; jedoch
Da er nicht zahlen kunnte,
Half ihm kein Schrei'n und Jammern;
Man warf ihn in das Loch.

Da saß er nun, wo Schauer
Ihm wehten durchs Gebein—
Gewürm kroch an der Mauer—
Und sang ein Lied der Wehmuth
Vom freien Deutschen Rhein.

Die Jugend ist nicht reich an Zeit—ja, vielleicht arm. Gieb sie, wie Geld, mit sparender Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit so viel zu erkaufen, als er werth ist.

In den bürgerlichen Kreisen Baierns kann man sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß der seines Adels verlustige Graf Chorinsky auf seiner Reise nach der Festung in dem Wartesalon erster Classe frühstücken durfte. Noch immer hört man die Frage: Wie kommt ein Sträfling in die erste Classe?

Auch wir wissen es nicht, obgleich wir uns allerdings, so oft wir noch erster Classe fuhren, sträflich gelangweilt haben.

Der „Saure Gurkenzeitgenosse" behauptet: Es wäre jetzt gar nichts los!

Was aber sagt der „Unverbesserliche Wortspieler"? Nichts los? Jetzt, wo Alles arbeitslos, nahrungslos und brotlos, die höhere Planlosigkeit zweifelos, die Gesetzlosigkeiten zahllos, die Kopflosigkeit geheimnißlos, die Schlaflosigkeit hilflos, die Ruchlosigkeit rastlos, die Gewissenlosigkeit schamlos, die Rücksichtslosigkeit schrankenlos, die Verdienstlosigkeit angstlos, die Geschmacklosigkeit beispiellos, und die Muthlosigkeit endlos ist?

Ein nach der Firma bezahlter Eisenbahnplatz. Ein reicher Kaufmann, Namens Habakuk, der mit seinem Sohne associirt ist, kam in Liegnitz auf die Post, um sich nach Frankfurt a. O. einschreiben zu lassen. Auf die Frage des Postsekretärs nach dem Namen, giebt der Kaufmann, wie er es gewohnt, seine Firma an: Habakuk und Sohn.

Der Postsekretär: „Macht 13 Thlr. 2 Sg."

Dem Kaufmann kommt dies etwas hoch vor, doch er zahlt. Während des Fahrens auf der Post frägt er einen Passagier, wie viel er gezahlt habe?

6 Thlr. 16 Sgr. ist die **Antwort.**

„Wie kommt's, daß ich das Doppelte zahlen mußte?"

Der **Passagier will es glauben, da zeigt ihm der Kaufmann, der selbst weder schreiben noch lesen kann, den Passagierzettel. Jetzt löst sich das Räthsel. Der Postsekretär hat zwei Plätze vermerkt, für Herrn Habakuk und dessen Sohn.**

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cabel.)

Louisville, 10. Sept. Mehrere hohe Beamte, darunter auch der Bürgermeister sind wegen Verbreitung obscöner lebender Bilder von der Grand-Jury in Anklagestand versetzt worden. Als ein hiesiger hervorragender Wurstfabricant die Geschichte hörte, soll er gesagt haben: „Das kommt davon, wenn man Häuser in Straßen besitzt, in denen „Marschals" wohnen.

Jeffersonville, 4. Sept. Mayor Tomppert hielt heute eine seiner geistreichen, humoristischen Reden gegen einen gewissen Carl Schurz. Sämmtliche Bürger, ohne Ausnahme stämmige, bärtige Männer, erschienen, um die kindliche Unbefangenheit des Redners symbolisch zu verherrlichen in Windeln und Wickelbändern.

Jeffersonville, 5. Sept. Mayor Tomppert hat in Anerkennung seiner Verdienste um die republikanische Sache von den hiesigen Schulkindern ein wild eingefangenes Negerbaby zum Geschenk erhalten.

Louisville, 6. Sept. Ein schreckliches Unglück ist hier passirt. Ein Landmann aus Indiana brachte heute Krautköpfe auf den Markt und fand darunter auch den Kopf unseres ehrsamen Bürgermeisters, den dieser in Jeffersonville vergessen hatte. Die Aehnlichkeit der verschiedenen Köpfe hatte das unglückliche Versehen veranlaßt.

Louisville, 10. Sept. Hier hat Einer so furchtbar gelogen, daß mehrere —Geschäftshäuser—krachten.

Louisville, 11. Sept. Die hiesigen Behörden haben beschlossen, den Mond als unverbesserlichen Nachtbummler unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Zum Hauptmann der betreffenden Polizeiabtheilung ist ein Mondkalb ernannt worden.

Louisville, 10. Sept. Unsere Stadtväter haben die folgenden Verordnungen erlassen:

1. Keinem Bürger ist es erlaubt, das Dach seines Hauses zu unterst zu kehren.

2. Jeder Bewohner der Stadt ist angehalten, täglich fünf Gallonen Spülwasser zu trinken. Wer räsonnirt, erhält die Knute.

3. Um die patriarchalische Achtung gegen die Behörden wiederherzustellen, sei hiermit verfügt, daß jeder Familienvater gegen jeden Beamten, den er auf der Straße trifft, die Zunge herausblökt. Wer sich widersetzt, oder gar den Hut zieht, soll öffentlich ausgestäupt werden.

4. Jede Person, männlichen Geschlechtes, die heirathen will, soll mit denselben Ehrenbezeugungen begrüßt werden, wie ein Soldat, der in den Krieg zieht.

5. Jede Person, weiblichen Geschlechts, welcher der häusliche Pantoffel fehlt, hat sich bei dem Stadtvogt zu melden und von diesem den vorschriftsmäßig von der Polizei geprüften Pantoffel in Empfang zu nehmen.

6. Niemand darf bei Strafe des Leibes und des Lebens ohne die als sehr gesund anerkannten Bärenpelz Unterhosen während der heißen Sommermonate ausgehen. Ein aus den respectabelsten Bummlern der Stadt Louisville bestehendes Comite soll allenfalsige Uebertretungen dieser Verordnung an's Tageslicht zu ziehen suchen. Während der Wintermonate hat die vorschriftsmäßige Kleidung aus Schwimmhosen und knapp anliegenden Vatermördern zu bestehen.

Einen alten Soldaten, welchem nach dem neuen Reglement das Prädicat Sie zukommt, schimpfte ein junger Lieutenant mit den Worten: „Er ist ein Esel!" Der alte Schnurrbart stellte sich militärisch vor ihn hin und sagte: „Verzeihen Sie, nach dem neuen Reglement heißt es: Sie sind ein Esel!"



Fritze: Schufte, Räuber, Diebe, Mörder, raubjierige Hunde, Subjecte, Kannibalen, Menschenfresser, Hyänen, Spitzbuben, Esel, Canaillen, Pa.....

Johann: Hurjeh, Fritze, warum schimpfste denn so?

Fritze: Ick schimpfe ja jar nich; ick lese man bloß eenen Leidartikel aus die jetzige Wahl-Campagne.

Fritze: Johann, steck mir mal eene.

Johann: (Haut ihn) Da!

Fritze: Jott sei Dank, jetzt jloobe ick, daß dat Jesummse in meinen Kopp von die Tommpertsche Rede in Jeffersonville ufhören wird.

Uech muß mür söhr wundern, wü düse Radücalen sagen können: „Börlun würd jetzt von Wün tüf ün dön Schatten gestöllt." Uech wollte, ös wöre wahr; alleun aber büs alleweule mörke üch leuder noch nüchts davon!

Dör bekannter Norddeutscher auf dör Sonnenseute, beu 28 Grad.

Jeder Gesittete muß das Urtheil Louis Napoleons über die nothwendigen Folgen der Meuchelmordpolitik unterschreiben, ohne jedoch deßhalb verhindert zu sein, etwas hinzufügen, was dem Ausspruch jenes Mannes ähnlich ist, der zu einem Misantbropen sagte: Ich tadle nicht Ihre Menschenverachtung; aber Sie sollten dabei zuerst an sich sich selbst denken!

Fleischhauer-Witz. Ein Volksblatt hatte sich derb über die Fleischhauer ausgelassen und bemerkte, sie könnten das Rindfleisch viel wohlfeiler geben. Ein Fleischhauer, der dieses las, wurde darüber grimmig böse und sagte: „Da schreiben sie halt was zusammen, was ihnen einfällt, die Esel wissen aber nicht, was die Ochsen kosten."

Wie lange bleibt der Neger ein Knabe? In dem Journal eines der Südstaaten der nordamerikanischen Union wurde einst der Verkauf verschiedentlicher Waaren und darunter auch einer Partie Sklaven angezeigt. Da liest man denn: Nelson, Negerknabe, 28 Jahre alt; Michel, Negerknabe, 35 Jahre alt; Thornton, Negerknabe, 38 Jahre alt; Jerry, Negerknabe, 40 Jahre alt; Charles, Negerknabe, 46 Jahre alt; August, Negerknabe, 43 Jahre alt; Crowford, Negerknabe, 33 Jahre alt. Alte Knaben das!

Beiträge zur Sprachlehre zwischen einem alten Grobian und einem höflichen Sachsen. Der alte Grobian. Hört was ich euch sage, Oesterreicher! Tretet eure Gesetzgebung mit Füßen, brecht euren Eid, kündigt eurem Kaiser den Gehorsam, und schneidet vor Allem dem fluchwürdigen Protestanten—das Wort ab. Sucht ihn heimlich zu ver—vergessen, und ihr werdet eingehen ins Himmelreich.

Der höfliche Sachse [diese Allocution beantwortend]. Ei Herrchäses, mei Kutster, was muß ich denn da hören? Das geht Sie ja doch ä Bischen über die Boomblüthe! Sie prädigen ja, weeß Kott Strambach, den reenen Aufruhr gägen die Regierung, das muß ich ja „lebhaft bedauern!" Und wenn ich mir 'sch recht bedenke, da fordern Sie ja schon zu Mord und Todschlag auf! Ei Herrchäses! Das ist sie ja eine „schmerzliche Ueberraschung" für mich! Indessen nicht vor ungut! Ich hoffe doch noch das Beßte von „der Versöhnlichkeit und Billigkeit unserer Beziehungen." Ei ja, mei Kutster! (Für sich.) Denen hab' ich's gut gegäben, Die haben ihr Fett weg!

Die Klugheit eines Pferdes.

Den zahllosen Beispielen von der Klugheit des Pferdes können wir ein neues hinzufügen, das nicht ohne Interesse ist.

Ein Capitain der Garde-Uhlanen in Paris besitzt jetzt ein Pferd, dem er den Namen „Bilboquet" gegeben hat. Dieses Pferd, das mit einer großen Intelligenz begabt ist, hat alle Manöver der Cavallerie fast augenblicklich begriffen und erlernt, und es genügt, daß der Gebieter desselben eines seiner Commandoworte ausspricht, um es sogleich von Bilboquet ohne Anwendung der Spornen, des Zaumes oder Gebisses ausführen zu lassen.

Sobald sich aber der Capitain den Spaß macht, ein Manöver zu befehlen, welches die Mitwirkung einer Compagnie oder einer Schwadron nothwendig macht, so kehrt Bilboquet seinen großen lebhaften Augen auf denselben, um sich zu versichern, daß er sich nicht täusche; dann gehorchte er mit einer augenscheinlichen Gefälligkeit, welche bezeugt, daß er nur der Laune seines Reiters nachgiebt, das Manöver aber nicht ernstlich meint.

Bilboquet ist der Freund aller Hunde des Regiments; ganz besonders hat er seine Gunst einem diese Thiere zugewandt, das jede Nacht zwischen seinen Füßen schläft.

Eines Tages hatte dieser Hund nun Streit mit einem großen Metzgerhund und flüchtete sich zu seinem großen Freunde, der ihn gegen seinen Feind schützte. Seitdem herrschte aber zwischen dem Metzgerhunde und diesem Pferde eine unversönliche Feindschaft.

Sobald der Metzgerhund Bilboquet bemerkte, lief er auf ihn zu, erhob ein schreckliches Gebell und zeigte ihm das furchtbare und drohende Gebiß, womit sein Rachen bewaffnet ist.

Bilboquet blieb gegen diese Beleidigungen keineswegs gleichgültig. Ohne den Zaum und die Reitpeitsche seines Herrn, die ihn zurückhielten, würde er dem Unverschämten mehr als einmal sehr schlecht mitgespielt haben.

Vor einigen Tagen sprang der durch die ihm bisher gewordene Straflosigkeit ermuthigte Metzgerhund Bilboquet nach dem Halse. Höchst erbittert zerriß derselbe durch eine heftige und rasche Bewegung die Zügel, die ihn hielten, stürzte sich mit einem Sprunge auf den Hund, faßte ihn am Halse und warf ihn lendenlahm zerbrochen und blutig 8—10 Metres weit fort.

Hierauf wendete er ganz still und verwirrt seinen Kopf nach seinem Herrn, der, trotzdem daß er ein ausgezeichneter Reiter ist, doch beinahe aus dem Sattel geworfen worden wäre, schien ihn um Verzeihung zu bitten, und durch eine Liebkosung ermuthigt, setzte er dann den Spaziertritt so gelehrig fort, als ob er noch von dem Zaume gelenkt würde.

Wiener Schnitzel. Herr Wildauer aus Insbruck forderte in seiner Schützenrede die „Deutschen Stämme" auf, „gleich den Jungfrauen des Evangeliums dafür zu sorgen, daß Oel in ihren Lampen sei, wenn einmal der Bräutigam kommt."

Sollten wir nicht in Wien bereits hinreichend auf die Lampe gegossen haben?

Die beim Schützenfest vertretenen „Deutschen Stämme."

Was ist's, das das Gebiet der Kindheit so verklärt, es uns in Träumen oft als untergegangene Himmelsgärten schildert? Ein Umstand nur bewirkt diesen Wahn! Es ist der ewig heitere Unschuld-Aether, der jedes Kindergemüth überzieht; Vertrauen, Glaube, Liebe, Hoffnung—die freundlichen Horen jedes reinen Gemüths. Dazu der Hinblick in ein Sonnenland, das wir mit Thaten beleben wollen, so kühn, als unser Muth sie denkt, so rein und schuldlos, wie das Opfer Abels.

Neue Lalenburger Polizei-Verordnung.

In Lalenburg hat es sich herausgestellt, daß das Leben und Treiben der Bürger noch nicht genügend durch Polizei-Vorschriften geregelt ist. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat die dortige Polizeibehörde soeben folgende vorläufige Verordnung erlassen.

1) Wenn ein Bürger in einen Fluß oder Teich fällt und in Gefahr geräth zu ertrinken, so hat er, bevor er zum dritten Mal wieder in die Höhe kommt, der Polizeibehörde von dem ihn betroffen habenden Unfall auf einem Stempelbogen Anzeige zu machen, worauf dieselbe, nach Prüfung der Papiere des Ertrinkers, sowie nach Einziehung der Rettungsgebühren von demselben, sofort nach Maßgabe der Bestimmungen der Rettungsordnung die nöthigen Schritte zur Inswerksetzung der Ausdemwasserziehung einleiten wird. Unbefugte Rettungsversuche, mögen dieselben von dem zunächst Betroffenen oder von anderen unbetheiligten Personen ausgehen, werden mit schwerer Geld- resp. Gefängnißstrafe geahndet.

2) Das Singen, Pfeifen und Trällern bei der Arbeit, möge dieselbe im freien Felde oder im Hause stattfinden, wird als aufregend, ruhestörend und entsittlichend hiermit im Allgemeinen vorboten, kann jedoch in besonderen Fällen auf eine jedesmal 14 Tage vorher einzuholende polizeiliche Erlaubniß ausnahmsweise gestattet werden. Es wird dazu bemerkt, daß diese Erlaubniß nur selten—höchstens ein Mal im Jahr—und nur völlig unbescholtenen Leuten ertheilt werden wird. Zum bloßen Brummen bedarf Niemand der obrigkeitlichen Erlaubniß.

3) An Sonn- und Festtagen darf bei Strafe sofortiger Ausweisung im Stadt- und Landkreise Lalenburg Niemand geboren werden.

4) Wer sich aus Aerger über die hiesigen Polizeigesetze das Leben zu nehmen wünscht, wird darauf aufmerksam gemacht, daß sich zur Ausführung dieses Zweckes vor dem Stadtthor am sogenannten Unkenteich ein von der Polizei dazu angepflanzter Baum mit polizeilich geprüften Haken befindet. Den vorschriftsmäßigen Strick hat Jeder selbst mitzubringen. Wer dieses unterläßt oder einen anderen Baum benutzt, hat 5, im Wiederholungsfalle 10 Thaler Ordnungsstrafe zu erlegen.

Die ersoffenen Fische. Ein Fischer heirathete ein sehr einfältiges Mädchen. Kurz nach der Hochzeit saß er vor einem Fischkasten und warf die abgestandenen Fische hinaus.

Seine Frau kam hinzu und fragte ihn? „Was machst Du da?"

„Ich suche die todten Fische 'raus."

„Wie hast Du nur das gemacht, so viele schöne Fische ersaufen zu lassen?"

Verschiedenheit der Fieber. A. Ihre Frau, hör' ich, ist gestorben?

B. Ja, leider.

A. Woran ist sie denn gestorben?

B. Am garstigen Fieber.

A. Was ist denn das für eine Art von Fieber?

B. Ja, das weiß ich nicht, da lesen Sie den Zettel des Arztes, er hat die Krankheit selbst so benannt.

B. gab dem A. den Zettel des Arztes, und dieser sah nun, daß B. statt gastrisches Fieber, garstiges Fieber gelesen hatte.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung oder um einen Blick bettelt; denn jenes ist ja mehr werth.

Starer Sinn, starres Gesetz.

(Fortsetzung.)

Die Thür wurde geöffnet, durch welche der Gerichtshof eintreten mußte. Er trat ein, der Präsident mit vier Richtern. Sie erschienen gemessener, feierlicher, wie gewöhnlich. Sie nahmen ihre Plätze ein.

Eine andere Thür öffnete sich. Der Staatsanwalt trat ein. War seine Haltung auch keine feierliche, so begab er sich doch mit einem besonders strengen Ernste auf seinen Platz.

Die Beamten waren sämmtlich da.

Der erste Gerichtsdiener erwartete die Befehle des Präsidenten.

Im Saale herrschte tiefe Stille.

„Der Angeklagte werde vorgeführt,“ befahl der Präsident.

Der Gerichtsdiener verließ den Saal.

Alle Blicke folgten ihm, und hefteten sich dann auf die Thür, durch die er zurückkehren mußte und mit ihm der Angeklagte.

Nach wenigen Minuten wurde die Thür geöffnet.

Der Gerichtsdiener kehrte zurück.

Hinter ihm der Angeklagte.

Hinter dem Angeklagten schritten zwei Gensdarmen in den Saal.

Hinter ihnen der Vertheidiger.

Sie Alle nahmen ihre Plätze ein. Der Angeklagte in der Bank der Angeklagten; die Gensdarmen hinter ihm; der Vertheidiger vor ihm.

In dem Publikum hatte sich unwillkürlich ein leises Gemurmel erhoben.

„Wie bleich, wie elend sieht er aus!“ sprach man von allen Seiten.

„Wie verfallen ist er; man kennt ihn nicht wieder!“ sagten die, die ihn kannten.

„Welch' ein schöner Mann!“ flüsterten die Damen einander zu.

„Welch' ein edles, stolzes Gesicht!“ sprachen viele Stimmen. „Udd der Mann ein Mörder!“

Das Gemurmel wurde unterbrochen.

Die große Eingangsthür des Saales wurde mit Geräusch geöffnet. Man hörte draußen Waffengeklirr.

Dann trat ein Greis in tiefer Trauer ein, gefolgt von einem Dutzend Uhlanenoffizieren, Alle in voller Uniform, um den Arm einen Trauerflor.

Die Offiziere geleiteten den Greis auf die vorderste Bank des Zuschauerraumes. Dort ließen sie sich sämmtlich nieder.

Die Erscheinung verfehlte ihren Eindruck nicht.

„Der Vater und die Kameraden des Ermordeten,“ erhob sich das Gemurmel wieder.

Aber fast ehrerbietig leise.

Die Damen griffen zu den Taschentüchern.

In den Bänken der Geschworenen zeigte sich eine unruhige Theilnahme.

Das Gesicht des Staatsanwalts erhielt beinahe einen feierlichen Ausdruck.

Auch die Gesichtszüge des Angeklagten veränderten sich, aber kaum bemerkbar. In ihren edlen Stolz mischte sich ein leiser Ausdruck von Bitterkeit.

„Ihr hättet dieses Schauspiels nicht bedurft!“ schienen seine Lippen zu sagen.

Es war ein großer, schöner Mann, der Angeklagte. Er war bleich, er war verfallen. Aber wie sein Gesicht, so war er auch seine Haltung stolz und edel. Sein Körper hatte gelitten, die Leiden seines Innern waren gewiß noch schwerer, noch tiefer, noch schmerzvoller gewesen. Aber ihn niederzubeugen hatten weder jene noch diese vermocht. Selbst sein Auge konnte frei umherblicken, mit jener erhabenen und doch so ergebenen Ruhe die ausspricht: Was ich gethan habe, forderten Pflicht und Ehre von mir. Ich konnte nicht anders. Und nun mag kommen, was da will. Ich unterwerfe mich ihm!—

Der Präsident eröffnete die Sitzung.

Die zwölf Geschworenen wurden ausgelost und vereidigt.

Der Präsident richtete an den Angeklagten die gewöhnlichen Fragen über seine persönlichen Verhältnisse.

„Ihr Name, Angeklagter?“

„Hugo Brand,“ antwortete der Befragte, mit ruhiger, fester Stimme.

„Ihr Alter?“

„Dreiunddreißig Jahre.“

„Welcher Confession gehören Sie an?“

„Der Evangelischen.“

„Ihr Stand?“

„Praktischer Arzt.“

„Sie sind verheirathet?“

„Ja.“

„Ihrer Ehe sind Kinder entsprossen?“

Ein Zug tiefen Schmerzes flog durch das Gesicht des Angeklagten. Aber er antwortete fest, wie bisher:

„Ein Mädchen. Es ist todt.“

Der Präsident ließ die Anklage vorlesen.

Sie wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört. Das Verbrechen, um das es sich handelte, hatte eine ganze Gegend in Aufregung versetzt. Das Interesse hatte sich gesteigert, je mehr bekannt wurde, daß die That von einem geheimnißvollen Dunkel umgeben sei, und je weniger man, bei strengster Verschwiegenheit der Beamten, nur von der Beschaffenheit dieses Geheimnisses hatte erfahren können.

Die Anklage lautete:

Am 15. Mai dieses Jahres, des Morgens um zehn Uhr, überbrachten die beiden Mägde des vor dem Thore der Stadt A. wohnenden praktischen Arztes Brand dem dortigen Stadtrichter ein verschlossenes Schreiben ihres Herrn, zugleich mit der Anzeige, daß dieser in der Nacht, gegen Morgen, mit Frau und Kind verreiset sei, und ihnen das Schreiben mit dem Befehle hinterlassen habe, Beide dasselbe gerade um zehn Uhr Vormittags, dem Gerichte zu übergeben.

Das sofort erbrochene Schreiben des Doctor Brand enthielt von der Hand des Doctor Brand die kurze Mittheilung, daß man in seiner Wohnung, und zwar in seinem gewöhnlichen ärztlichen Besuchzimmer den Uhlanenlieutenant von Feldheim aus D. erschossen finde werde.

Die darauf gleichfalls sofort befragten Mägde sagten folgendes: Am gestrigen Abend zwischen acht und neun Uhr war der Doctor Brand noch schleuuig zu einem etwa drei Meilen entfernten Kranken gefahren. Er war aber schon bald nach eilf Uhr zurückgekehrt. Bei der Rückkehr hatte er ihnen, die noch gewacht und ihm geleuchtet, gesagt, sie möchten sich nur schlafen legen. Dies hatten sie gethan. Sie hatten aber wohl nicht länger als eine Stunde geschlafen, als sie durch zwei, rasch hintereinander gefallene Schüsse aufgeweckt und erschreckt wurden. Die Schüsse waren oben im Hause gefallen. Eine halbe Stunde lang war darauf Alles still gewesen. Dann war ihr Herr die Treppe herunter gekommen und in die Schlafstube des Kutschers gegangen. Er selbst war gleich nachher die Treppe wieder hinaufgestiegen, den Kutscher aber hatten sie in den Stall gehen hören. Indem dann aber wieder Alles still geblieben, waren sie wieder eingeschlafen. Gegen Morgen jedoch, als es kaum angefangen zu dämmern, hatte sie Geräusch im Hause von neuem geweckt. Sie hatten gehorcht. Es war ihnen vorgekommen, als wenn von zwei Personen etwas Schweres die Treppe heruntergetragen werde. Sie hatten dabei die Stimme des Doctors und des Kutschers leise mit einander sprechen hören. Dies hatte sie veranlaßt, nicht aufzustehen, obwohl das Ungewohnte und die Neugierde sie nicht wieder einschlafen ließen. Die Personen, die den schweren Gegenstand getragen, hatten sich damit nach der Hinterthür des Hauses entfernt, nach derselben Thür, durch die man zu Stall und Remise ging. Ein einzelner Schritt, wie sie meinten, der des Doctors, war bald zurückgekehrt, und wieder die Treppe hinaufgegangen. Schon nach wenigen Minuten war er nochmals die Treppe heruntergekommen, wie sie gemeint, in Begleitung eines zweiten, sehr leisen Schrittes. Gesprochen ward nichts. Die Schritte haben sich ebenfalls nach jener Hinterthür hinbegeben. Jetzt hatten sie es im Bette nicht mehr aushalten können. Sie waren rasch aufgestanden, hatten sich schnell angekleidet und waren kaum damit fertig gewesen, als an ihre Thür geklopft wurde. Sie hatten sie geöffnet. Ihr Herr hatte draußen gestanden in voller Reisekleidung. Er hatte ihnen das Schreiben mit jenem Auftrage übergeben. Er hatte hinzugefügt, daß er in vier bis fünf Tagen zurückkehren werde. Er hatte blaß ausgesehen, sonst hätten sie nichts Besonderes an ihm bemerkt. Er hatte sie schnell verlassen. Wie sie sich kaum besinnen konnten, hörten sie rasch den Wagen fortfahren. Wer darin gesessen wußten sie nicht. Oben in den Wohn- und Schlafzimmern hatten sie die Spuren schleunigen Einpackens gefunden. Die Zimmer des Herrn waren verschlossen geweseu.

Eine weitere Auskunft konnten die Mägde nicht geben. Sie und der Kutscher waren übrigens die einzigen Hausgenossen der Brand'schen Familie. Den Kutscher hatten sie seit dem gestrigen Nachmittage nicht gesprochen. Er war überhaupt immer schweigsam und verschlossen gewesen.

Das Gericht begab sich aus der Stadt in die Wohnung des Doctor Brand, und dort zu seinem ärztlichen Besuchzimmer.

Man fand das Zimmer verschlossen. Ein Schlüssel war nicht da. Es mußte durch einen herbeigeholten Schlosser geöffnet werden. Den Eintretenden bot sich dann ein entsetzlicher Anblick dar. Ein Mann in der Uniform eines Uhlanenoffiziers lag entseelt am Boden des Zimmers, in einer Lache von Blut. Er war durch zwei Schüsse getöotet. Der eine hatte ihm die Brust durchbohrt, der zweite das Gehirn zerschmettert. Der letztere habe augenblicklichen Tod zur Folge gehabt; der erstere habe, nahe an dem Herzen streifend, nach wenigen Stunden den Tod herbeiführen müssen. Die vorschriftsmäßige äußere und innere Besichtigung der Leiche hat Beides bestätigt.

In dem Entseelten wurde der Lieutenant Robert von Feldheim von dem in D. liegenden Uhlanenregiment erkannt.

Nur ein Verbrechen konnte hier verübt sein.

Nur eine vorsätzliche Tödtung war anzunehmen.

Wer war der Thäter? Unter welchen Umständen war die That verübt?

Der nächste Verdacht mußte nach Allem auf den Doctor Brand fallen.

Für ihn ließ sich auch eine Veranlassung der That finden.

Der Lieutenant von Feldheim hatte im verflossenen Winter auf einem Balle in A. die Bekanntschaft der Frau Doctor Brand gemacht. Er war seitdem einige Male in A. gewesen, und hatte sich der Frau Brand zu nähern gesucht. Wiewohl nun die Frau Brand allgemein als eine musterhafte Frau, namentlich auch in Beziehung auf die eheliche Treue, bekannt war, und wiewohl auch der Herr von Feldheim unter näheren und entfernteren Bekannten nur den Ruf eines ehrenhaften, auch in sittlicher Beziehung durchaus fleckenlosen Offiziers genoß, so war doch andererseits nicht minder bekannt, daß der Doctor Brand einen stolzen, ehrgeizigen Charakter habe, sich leicht verletzt fühle und rascher und starker Entschlüsse fähig sei. Ein solcher Charakter ist auch der Eifersucht zugänglich, und wie sie leicht und schnell in ihm aufflammen kann, so kann sie ihn leicht und schnell zu dem äußersten Thaten, selbst zu den schwersten Verbrechen fortreißen.

So erklärte sich das Verbrechen.

Man mußte mit dieser Erklärungsweise sich vorläufig begnügen. Nur Brand selbst, seine Gattin und der Kutscher konnten weitere Auskunft geben. Sie waren alle Drei verschwunden. Ihre Spur wurde verfolgt bis zur benachbarten Landesgrenze. Dort war auch sie verloren.

Aber am fünften Tag kam, wie er gesagt hatte, der Doctor Brand zurück. Zwar allein, ohne seine Frau, ohne seinen Kutscher. Er meldete sich jedoch auf der Stelle freiwillig bei dem Gerichte und gab eben so freiwillig als den Thäter, als den Mörder des Lieutenants von Feldheim, sich selbst an.

Leider kann nicht gesagt werden, daß er sich mit gleicher Offenheit angab.

In der ganzen Voruntersuchung, von dem ersten Verhör bis zum letzten, hat man in Beziehung auf die That keine anderen Worte von ihm vernommen, als: „Ich habe den Lieutenant von Feldheim erschossen. Er hat beide Schüsse von mir erhalten. Ich habe in der Absicht, ihn zu tödten, auf ihn geschossen. Ich habe meine That mit Vorbedacht, nach vorheriger ruhiger Ueberlegung aller Folgen ausgeführt. Weiter war kein Wort von ihm herauszubekommen, trotz aller Versuche, ein vollständiges, offenes Geständniß der Einzelnheiten der That von ihm zu erlangen, selbst trotz der Vorstellung, daß ihn nach jenem Geständnisse die Todesstrafe des Mörders treffen müsse, wogegen durch eine Mittheilung der Einzelheiten der That diese vielle cht sich nur als ein Todtschlag darstellen und die Strafe darnach auf eine Freiheitsstrafe herabgesetzt werden könne. Er erwiderte darauf nur, er wolle nicht leben.

Andere Ermittelungen über die That konnten gleichfalls nicht hergestellt werden. Wo er seine Frau, sein Kind, seinen Kutscher gelassen, wollte er nicht angeben. Alle Nachforschungen nach ihnen sind vergeblich geblieben. Die beiden Mägde des Hauses konnten auch in späteren Verhören keine weitere Auskunft geben.

Nur noch zwei Thatsachen wurden festgestellt:

Die erste war, daß der Lieutenant von Feldheim am Tage des Verbrechens, am 14. Mai Nachmittags zu Pferde, begleitet von seinem Burschen, seine Garnison D. verlassen und nach A. geritten war. Er war bis eine Viertelmeile von A. geritten, dann abgestiegen und hatte dem Burschen befohlen, mit den Pferden zu dem nächsten Chausseehause zurückzukehren und dort auf ihn zu warten. Er hatte zu Fuß den Weg nach A. fortgesetzt.

Der zweite Umstand war, daß am Abend des nämlichen 14. Mai ungefähr um zehn Uhr, also kaum zwei Stunden vor der That, an jenem Chausseehause ein Wagen von A. kommend, angehalten, daß der Kutscher das Chausseegeld bezahlt, dann weiter gefahren, nach kurzer Zeit aber schon wieder denselben Weg nach A. zurückgefahren war. Der Einnehmer wollte den Wagen und den Kutscher des Doctor Brand erkannt haben.

Der Doctor Brand selbst hat über diese Umstände jede Erklärung verweigert.

Für die That selbst ist daher um so weniger eine erhebliche Aufklärung darin anzutreffen.

Sämmtliche Ermittelungen der Voruntersuchung sind hiermit dargestellt.

Daß ein Verbrechen vorliege, ist darnach nicht zu begreifen.

Die Frage ist nur, welches Verbrechen rechtlich anzunehmen ist. Es kann nur geschwankt werden zwischen Todschlag und zwischen Mord.

Für Mord spricht geradezu das eigene Geständniß des Angeklagten. Zum Morde gehört Vorbedacht und Ueberlegung der That. So klagt der Angeklagte sich selbst an. Nichts spricht für etwas Anderes, für einen Todtschlag. Dieser erfordert die Ausführung der That in der Jähzorn des Zornes, in dem übersteigenden Drängen eines Affectes, auch vielleicht einer Leidenschaft. Von dem Allen zeigt der Fall uns nichts. Die That kann erst ausgeführt sein, nachdem der Angeklagte über eine volle Stunde zurück war. Und keine Spur bis dahin von einem Streit, von irgend einem andern Ereignisse, bei welchem Affect oder Leidenschaft hätten wirken, zu einem so schweren Verbrechen hinreißen können. Ist es anders, war wirklich ein derartiges Ereigniß vorgefallen — es war Pflicht des Angeklagten, sich darüber auszulassen; daß er dies verweigerte, zwingt um so mehr zu der Annahme des Gegentheils, er hat etwas zu verbergen, was seine Schuld nur vergrößern, erschweren kann.

Andererseits spricht auch Folgendes positiv für einen Mord. Der Angeklagte war eifersüchtig. Er hatte wahrscheinlich eine Nachricht, vielleicht nur eine Ahnung von einer bevorstehenden Zusammenkunft des Lieutenants von Feldheim mit seiner Frau. Er wollte sie überraschen, um Rache zu nehmen. Er bereitete dies zweckmäßig vor. Er gab an, zu einem drei Meilen entfernt wohnenden Kranken fahren zu müssen, erst am folgenden Tage zurückkehren zu können. Er kehrte mitten in der Nacht zurück. Den Brief, der ihn zu dem Kranken rief, hat Niemand gelesen. Der Bote, der ihn brachte, war ein Unbekannter, der nicht wieder hat ermittelt werden können. Der angebliche Kranke ist gar nicht krank gewesen und hat weder Brief noch Boten gesendet. Hier lag eine absichtliche Mystification vor. Von wem sie ausging, wer kann daran zweifeln?

Sie war planmäßig, mit ruhigem Vorbedacht, mit klarer Ueberlegung das Verbrechen vorbereitet.

So forderten die Gesetze den Thatbestand des Verbrechens des Mordes.

So klagt der Angeklagte sich selbst an.

So wird auch hiermit die Anklage im Namen des Gesetzes gegen ihn erhoben!

Die Anklage ward lautlos angehört. Sie war klar abgefaßt, so weit das Dunkel des Falles Klarheit zuließ. Sie war ohne alle Leidenschaft verfaßt, ohne alle Absicht, irgend ein Vorurtheil gegen den Angeklagten zu erregen. Was darin gegen ihn einnahm, war nur sein Schweigen. Dieses konnte er jeden Augenblick brechen. Er mußte es, wenn er sich der Schuld nicht bewußt war, deren er angeklagt wurde. Es war kein einziger vernünftiger Grund zu erkennen, der ihn zurückhalten könne. Zumal jetzt. Für sein Schweigen in der Voruntersuchung konnte er Gründe gehabt haben. Die Untersuchung war eben eine völlig geheime gewesen, man wußte nichts von ihr. Aber heute, in diesem Augenblicke stand er vor der Oeffentlichkeit, vor seinen Mitbürgern, vor seinen Richtern; von dem, was er jetzt sprach, hing sein Schicksal, sein Leben, seine Ehre ab. Jetzt mußte er sprechen, wenn er ein einziges Wort für sein Leben und seine Ehre vorzubringen hatte.

Das Nächste, das auf die Verlesung der Anklage folgen mußte, war die Frage des Präsidenten an den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne.

Antwortete er Ja, so war jedes Verfahren vor den Geschworenen zu Ende. Der Angeklagte hatte dann selbst und unwiderruflich das Schuldig des Mordes über sich gesprochen, und für die Richter blieb nur das traurige Geschäft, die Strafe der Hinrichtung durch das Beil gegen den Mörder auszusprechen. Das Gesetz schrieb das Alles ausdaücklich klar und deutlich vor.

Antwortete er Nein, so mußte er zugleich das Dunkel aufhellen, das so schwer und dicht über ihm und seiner That lag.

Jedes Herz in der großen Versammlung klopfte vor Erwartung.

Nur der Angeklagte selbst stand unverändert in seiner muthigen und ergebenen Ruhe da.

„Angeklagter,“ fragte ihn der Präsident, „Sie haben die Anklage gehört, bekennen Sie sich schuldig?“

Der Angeklagte wollte antworten. Man las in seinen unbeweglichen Zügen die Antwort. Ja, wollte er sagen.

Der Präsident glaubte ihm zuvorkommen zu müssen.

„Antworten Sie nicht unbedacht, Angeklagter. Sie sprechen selbst Ihr Urtheil, das schwerste, das über einen Menschen gefällt werden kann. Sie sind des Mordes angeklagt. Geben Sie der Wahrheit die volle Wahrheit die volle Ehre. Lassen Sie aber auch keine andere Rücksicht, keine Leidenschaft, keinen Haß, keinen Trotz auf sich einwirken. Gehen Sie mit sich zu Rathe. Ich lasse Ihnen Zeit.“

Es war ein braver Richter, der so sprach, gesetzlich und doch menschlich.

Die Spannung der Versammlung war auf das Höchste gesteigert.

Der Angeklagte bedurfte keiner Zeit.

„Ich bekenne mich schuldig!“ antwortete er mit seiner ruhigen festen Stimme.

Ein Entsetzen ergriff die Anwesenden. Selbst den Staatsanwalt sah man einen Augenblick blaß werden. Den Uhlanenoffizieren klirrten leise die Säbel, die sie vor sich gestellt und auf die sie die Hände gelegt hatten. Es war die einzige Unterbrechung der tiefsten Stille.

Das Gericht hatte jetzt jene traurige Pflicht zu erfüllen. Damit war die Verhandlung zu Ende. Mit einem Todes urtheil.

Mit dem Todesurtheil gegen den Mann? riefen doch wohl in innerlichem Beben hundert und hundert Herzen.

Der Präsident wandte sich zu den Geschworenen. Er wollte sie entlassen.

Er wurde unterbrochen.

Der Vertheidiger des Angeklagten erhob sich.

„Herr Präsident, ich bitte um das Wort.“

Der Präsident sah ihn fast überrascht an. Nach dem Gesetze war für den Vertheidiger kaum eine erdenkliche Veranlassung zu einer Bemerkung da.

„Zu welchem Zwecke?“ fragte er.

„Ich habe einen Antrag zu stellen,“ entgegnete bestimmt der Vertheidiger.

Der Präsident besann sich.

„Reden Sie.“

Der Vertheidiger war ein noch junger, aber als scharfsinnig, gewandt u. geschickt bekannter Rechtsanwalt. Er war dem Angeklagten, der nicht vertheidigt sein wollte, von Amtswegen zum Vertheidiger bestellt worden. Welchen Antrag konnte er stellen? Wollte er das klare Gesetz angreifen, um dessen Befolgung allein es sich nur noch handeln konnte? Man war gespannt. Er wollte es in der That.

„Ich habe nur Weniges vorzutragen,“ sprach er. „Möge es für den hohen Gerichtshof um so inhaltreicher sein. Die Worte unseres Gesetzes sind klar. Es läßt sich nicht gegen sie streiten. Wenn der Angeklagte sich schuldig bekennt, so fällt jedes weitere Verfahren vor den Geschworenen, jede Beweisführung, jede fernere Verhandlung fort, es handelt sich nur noch um den Ausspruch der Strafe. Aber einen vernünftigen Sinn kann dieses Gesetz nur haben, wenn das Bekenntniß des Angeklagten mit den in der Voruntersuchung bereits festgesetzten Thatsachen übereinstimmt und der Gerichtshof dadurch die Ueberzeugung gewinnt, daß das Bekenntniß des Angeklagten kein unrichtiges sei. Wollte man anders auslegen, so würde nicht mehr der Richter, so würde der Angeklagte selbst das Recht machen, so wäre der Richter nicht dem Rechte, sondern einer Laune, einem Trotze, einer Leidenschaft der Angeklagten unterworfen.

„Und nun die einfache Frage, meine Herren Richter: Haben Sie jene Ueberzeugung? Sie haben Sie nicht. Sie können sie nicht haben, weil in dieser traurigen Sache eben noch Alles im Dunkel liegt. Erst durch eine Beweisaufnahme, die vor Ihnen und den Geschworenen erfolgt, können auch Sie klarer sehen. Ich beantrage sie. Die Zeugen sind vorgeladen und gegenwärtig; die beiden Mägde des Angeklagten, der Chausseegeldeinnehmer, der Reitknecht des Getödeten, und außerdem, meine Herren Richter, ist noch ein neuer Zeuge da, der Kutscher des Angeklagten. Es ist mir gelungen, ihn zu ermitteln. Er ist hier. Ich trage auch auf seine Vernehmung an.

„Und Sie werden daraus erfahren, meine Hereen Richter und meine Herren Geschworenen, daß der Anklagte kein Mörder ist, daß er ein Unglücklicher ist, dem verrathene Liebe und verletzte Ehre das Herz gebrochen haben, und der nun aus Ueberdruß des Lebens sich zum Mörder machen will.

„Das ist meine Ueberzeugung, die hier, gegen den Willen meines Clienten, geltend zu machen heilige Pflicht ist. Erkennen Sie eine gleiche Pflicht der Wahrheit und des Rechts für sich an, meine Herren Richter!“

Der Vertheidiger schloß.

Seine Worte hatten eine große Aufregung hervorgebracht. Er ward anfangs lange mit voller Ruhe und Aufmerksamkeit angehört. Als er aber des Wiederauffindens und der Anwesenheit des Kutschers erwähnte, gaben im ganzen Saale die Zeichen der Ueberraschung und der Spannung sich kund. Wohl Jeder im Saale war schon vorher mit ihm überzeugt gewesen, daß der Angeklagte kein Mörder sei. Derselbe Kutscher mußte dies bestätigen. Mit dem Vertheidiger war ferner Jedermann nur zu gern bereit, anzunehmen, daß der Angeklagte ein gegen ihn verübtes Verbrechen durch ein anderes Verbrechen gezüchtigt habe, und daß Liebe und trotziger Ehrgeiz, oder aber die Verzweiflung innerer Zerrissenheit zu der ungerechten Selbstanklage ihn treibe.

Durch eine Verhandlung vor den Geschworenen, durch Vernehmung der Zeugen mußte dies offenbar werden.

Und die Geschworenen konnten dann gar ein Nichtschuldig aussprechen.

Ohne die Verhandlung mußte das Gericht das Todesurtheil fällen.

Auch der Angeklagte war überrascht, als er die Anwesenheit seines Kutschers vernahm. Er war im ersten Momente erschreckt. Die Blässe in seinem Gesichte war tiefer geworden. Mit großer Gewalt über sich selbst hatte er sich dann gefaßt.—

Der Gerichtshof mußte über den Antrag des Vertheidigers einen Entschluß fassen.

Vorher mußte der Staatsanwalt gehört werden.

Er widersprach dem Antrage. Von seiner Stellung war das zu erwarten. Das Gesetz sei klar und keiner auderen Auslegung fähig. Möge der Angeklagte noch jetzt unschuldig pladiren. Er seinerseits werde es mit Freuden gestatten.

Der Präsident wendete sich an den Angeklagten.

„Sie haben gehört, Angeklagter. Auch der Gerichtshof will Ihnen noch gestatten, Ihre Selbstanklage zurückzunehmen.“

Noch einmal richteten mit höchster Spannung sich alle Blicke auf den Angeklagten.

„Ich bin schuldig!“ antwortete er ruhig.

Der Gerichtshof zog sich zurück, um über den Antrag des Vertheidiges zu berathen.

(Schluß folgt.)

☞ **Die Staatsfair.** Die im Laufe dieser Woche auf den Fair-Grounds abgehaltene Staatsfair bot dem Besucher nur wenig Gegenstände von bedeutendem Interesse; es waren eben überall die alten Typen mit neuen Variationen. Während der letzten Tage, wie z. B. am Freitag und Samstag war die Ausstellung ausgezeichnet besucht, was wir in so fern in Erwähnung bringen, als es ein Beweis dafür ist, daß das hiesige Publikum sich erschrecklich langweilt; denn wenn bei schlechtem regnerischem Wetter Tausende von Menschen zusammenströmen, um Dinge zu sehen, die sie in hiesigen Geschäftshäusern weit bequemer in Augenschein nehmen können, so muß es um die Unterhaltungskünste der Bewohner Louisville's entweder sehr schlecht bestellt sein, oder die Neugierde der Damen ist so groß geworden, daß sie selbst auf die Gefahr hin, der unbestreitbaren Eleganz ihrer Garderobe Eintrag zu thun, dem Beispiel ihrer neugierigen Ahnfrau frei folgen.

Wir wollen übrigens durchaus nicht behauptet haben, daß alle ausgestellten Gegenstände nur das Niveau der Mittelmäßigkeit erreichten; wir bemerkten Arbeiten auf dem Felde der Industrie, der Kunst, der Agricultur und des Fabrikwesens, welche dem glücklichen Besitzer oder Verfertiger wohlverdientes Lob und Anerkennung einbrachten.

Der gestrige Schluß der Ausstellung wurde unter den herkömmlichen Ceremonien vollzogen; man freute sich, wie sich das von selbst versteht, über den großartigen Erfolg und zog dann befriedigt nach Hause. Die Louisville Silver Bande, welche vom Arrangements-Comite für die Dauer der Fair engagirt war, wahrte durch den präcisen Vortrag beliebter Weisen ihren alten, guten Ruf und auch die für Erfrischungen sorgenden Herren Cawein u. Co. befriedigten durch ihre vorzüglichen Speisen und Getränke allgemein. Von den Repräsentanten deutscher Geschäftshäuser, welche mit Preisen gekrönt wurden, haben wir die Folgenden zu erwähnen:

Die Herren Hinzen u. Rosen, Piano-Fabrikanten.

Die Herren Zang, Vogt u. Co., Bierbrauer.

Herr Ellwanger, Kunstgärtner.

Herr Stiltz, Kunstgärtner.

Die Herren Wrampelmeier u. Schulte, Möbelfabrikanten.

Herr Henry Nanz, Kunstgärtner.

Wm. Geissel u. Co., do.

Die Herren J. Dolfinger u. Co., Porzellan- und Glashändler.

Herr John T. Monsch, Vegetabilienhändler.

Herr Conrad Euler, Candyfabrikant.

Die Herren German u. Brother, Lithographen.

Herr G. J. Dorsey erhielt außerdem Prämien für gute Pferde und die Herren Lithgow u. Co. für die beste Art von Stuben- und Kochöfen.

☞ **Orpheus.** Die activen Mitglieder werden hiermit benachrigtigt, daß die Gesangsproben am nächsten Dienstag Abend, 15. Sept. wieder ihren Anfang nehmen. Diejenigen Herren welche vorgeschlagen sind, werden gebeten pünktlich im Vereins-Local zu erscheinen.

☞ **In Kleespieß' Farm,** in Jeffersonville, findet man stets einen ganz vorzüglichen, von dem freundlichen Eigenthümer des Vergnügungsplatzes, Herrn Kleespieß selbst gekellerten Wein, welcher jede Probe besteht. Da auch die Trauben bereits reif und in diesem Jahre ganz vortrefflich gerathen sind, so wird jede Familie bei Herrn Kleespieß alles das finden, was sie zur Erquickung des leiblichen Menschen begehrt. Natürlich hat der Wirth auch alle andern Arten Getränke und Speisen von bester Qualität stets vorräthig.

☞ **Sommertheater in der Turnhalle.** Heute Abend wird im Sommertheater der Turnerhalle das ergötzliche Preislustspiel von Friederich Benedix: „Die Kur gegen die Mode" zur Aufführung kommen. Wenn der schnöde Wolkenschieber heute nicht wieder, wie am letzten Sonntag die Vorstellung durch einen Gewitterregen unterbricht, so können wir dem Publikum mit Bestimmtheit einen vergnügten Abend garantiren. Von Seiten der Regie und der Mitwirkenden ist nichts unterlassen worden, die Aufführung des in Rede stehenden Lustspiels in jeder Hinsicht als vollendet erscheinen zu lassen.

☞ **Die früher unter Leitung** des Herrn Charles Hebel stehende photographische Gallerie an der Marktstraße, zwischen fünfter und sechster, ist in den Besitz des Herrn Bartels übergegangen. Herr H. Bartels ist ein erfahrener Photograph und wird sich innerhalb kurzer Zeit das Vertrauen des hiesigen Publikums errungen haben. Die von ihm verfertigten Lichtbilder, von denen wir persönlich Einsicht genommen haben, zeichnen sich eben so sehr durch ihre Aehnlichkeit mit den Originalen, wie die mit unverkennbar künstlerischem Tacte arrangirte lebendige Haltung, Rundung und richtige Vertheilung von Licht und Schatten vor vielen andern in dasselbe Fach schlagenden Producten aus. Herr Bartels verdient im vollsten Maße die Unterstützung des hiesigen Publikums.

Omnibus-Briefkasten.

Abonnent. — In Kentucky ist das Pfandrecht an gelieferte Arbeit zum Bau oder Reparatur von Gebäuden ein Anderes, wie in manchen andern Staaten, z. B. Delaware, Virginien, Nord Carolina. In letzterem Staate dauert, wenn zum Bau oder zur Reperatur eines Gebäudes ein schriftlicher Contrakt gemacht wurde und dieser Vertrag in der betreffenden County Court deponirt ward, das Pfandrecht auf besagtes Gebäude drei Jahre, in welcher Zeit Klage auf Zahlung erhoben werden muß oder das Anrecht verloren geht. In Kentucky ist es in den verschiedenen Counties und Orten unvollständig und sehr verschieden. In den Städten Bowling Green, Brandenburg, Covington, Frankfort, Hickman, Lexington, Louisville, Maysville, Newport, Owensboro, Paducah, Russelville, Smithland hat Jeder, welcher zum Bau oder zur Reperatur oder baulichen Veränderung eines Gebäudes Arbeit oder Material liefert ein Pfandrecht am Gebäude, vorausgesetzt, daß innerhalb sechs Monaten nach der vollendeten Lieferung eine specielle Rechnung in die Clerks Office des Counties eingereiche wird. In Paducah und einigen Andern der oben genannten Städte kann jedoch die Klage auf Zahlung auf zwölf Monate ausgedehnt werden.—In Ihrem Falle jedoch würden wir zur Güte oder annehmbarem Vergleich rathen, denn bis Ihr Prozeß entschieden, verlieren Sie bedeutende Prozente.

Abonnentin. — Wenn Sie zu der feinen Stärke, ehe sie dieselbe brauchen, etwas Spiritus tropfeln und etwas Stearin unter die noch heiße flüssige Masse mischen, so erhält die Wäsche eine sehr schöne Appretur. Durch jene Zusätze wird die Stärke verhindert, beim Plätten sich stückweis abzublätten. (Dieser Ausweis ward uns zu Hause.)

Herrn A. L., Indianapolis.—Sie finden die richtige Auflösung des Rösselsprungs in diesem Blatte. Wie Ihnen, so scheint es diesmal noch vielen Andern gegangen zu sein, denn wir erhielten nur von zwei Herrn richtige Auflösungen. Der neue Rösselsprung läßt sich leichter lösen, lassen Sie sich daher nicht durch einen mißlungenen Versuch die Lust zu weitern Bemühungen rauben.

Hrn. C. B. — 1. Viel Alkohol (reiner Weingeist) enthaltende Weine müssen nicht zu Austern gegeben werden, dagegen ist Catawba, überhaupt herber Wein dazu zu empfehlen. 2. Erfahrene Aerzte wollen sogar behaupten, daß der häufige Genuß der Austern ein wirksames Mittel gegen Schwindsucht und Hypochondrie sei und ein langes Leben bewirke.

Frl. Th. in B.—Sie müssen sich in der Wahl eines Geschenks durch die Verhältnisse, Lieblingsneigungen und Gewohnheiten der Herrn bestimmen lassen, dem Sie das Geschenk zugedacht haben.

Hrn. F. L. in D.—Ihre Beiträge werden erwünscht sein, doch können wir die Aufnahme, ohne vorhörige Durchsicht nicht versprechen.

Auflösung des Rösselsprungs in der vorletzten Nummer.

Warst Du in der Leidenschaft
Ungerecht bei Deinen Kindern,
Lasse darum Dich nicht hindern
Oder mindern Deine Willenskraft.
Wer in jungen Tagen
Unrecht von der Liebe trägt,
Der vermag mit Gleichmuth zu ertragen,
Was der Haß ihm später auferlegt.

Richtige Auflösungen erhielten wir von:
Herrn H. Alben, Jeffersonville, Ind.
Herrn C. C. Kropp, Jeffersonville, Ind.

☞ **Spezial-Zug zur Marion Co. Fair.** Um der großen Zahl Bürger, welche die auf den 15. d. M. (bis zum 19.) anberaumte Marion County Fair in Lebanon, Ky., zu besuchen wünscht, die größtmöglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen, hat die Louisville u. Nashville Eisenbahn Compagnie beschlossen, jeden Tag während der Dauer der Fair einen Spezial-Zug laufen zu lassen. Der Zug wird Louisville jeden Tag 6 Uhr 10 Minuten Morgens verlassen und in Lebanan um 9 Uhr 20 Minuten eintreffen. Der Retourtrain wird Lebanon um 4 Uhr 55 Minuten verlassen und in dieser Stadt um 8 Uhr 10 Minuten ankommen. Der Fahrpreis hin und zurück wird $4 betragen. 13

☞ Patente, die in letzter Woche südlichen und westlichen Erfindern genehmigt wurden, und von J. G. Hewitt, Solicitor, No. 913 dritte Straße berichtet sind:

Indiana: Jno. S. Hall, Jeffersonville, Maschine zum Biegen von Holz. Geo. W. Harris, Aurora, Car Spring. E. Wenger, Richmond, Composition von Straßenpflaster.

Kentucky: T. C. Woods, Marion Co., Bremse für Eisenbahnwagen.

Tennessee: Jas. S. Lester, Knoxville, Schuhe. Chas. B. King, Gallatin, Kartoffel Schneide-Maschine.

Alabama: Wm. M. Irvim, Montgomery, Befestiger von Baumwollenballen.

Mississippi: Jno. S. Carsen, Brookhaven, Butterfaß. C. N. White, Batesville, Butterfaß.

Louisiana: Charles F. Hoffman, New Orleans, Kartoffel Pflanz- und Cultivator.

☞ Herr Jacob Kooper, Hut und Mützen-Fabrikant an der Marktstraße, zwischen Floyd und Preston, hat eine Branche seines Geschäftes an der Nordseite der Marktstraße, zwischen 6. und 7., gegründet, wodurch Allen, die sich mit gutgearbeiteten billigen Kopfbedeckungen versehen wollen, die Gelegenheit geboten ist, ihren Bedarf nun auch in dem neueröffneten Laden zu beziehen. Die von Herrn Kooper verfertigten Gegenstände geben allgemeine Befriedigung und verdient derselbe deßhalb auch reichlich in seinem neuen Lokale, das ihm am alten Platze geschenkte Vertrauen.

Polizeigerichts-Verhandlungen.

(Vor Richter Craig).

Samstag, den 12. September 1868.

Andy Widman, thätlicher Anfall auf Conrad Weaver und verbotenes Tragen von Waffen, an die Grand Jury verwiesen. Geo. W. Wilcox, Fred. Merthe und Charles Shanon, drei Soldaten, an den Sergeanten ausgeliefert. Chas. Davis und Chas. Owens, Zerstörung des Eigenthums von Wm. Lake, an die Grand Jury verwiesen. Ann McCarty und B. Lee, verdächtige Subjekte, unter $300 Bürgschaft. Jno. Harlan, Jas. Bennett, G. Gilvin und Geo. M. Weste bezahlten $3 jeder, Trunkenheit und unordentlichen Betragens halber, und mußte der letztere noch außerdem $100 Bürgschaft auf 60 Tage geben. Lizzie Morgan, angeklagt, Eigenthum, den Werth von $4 übersteigend, entwendet zu haben, wurde entlassen. Raphael Miles, der beschuldigt ist, ein $5 Goldstück von Michael Goß gestohlen zu haben, erhielt seinen Prozeß aufgeschoben.

Verhandlungen der Circuit Court.

Vor Richter H. W. Bruce.

Samstag, 12. Septbr. 1868.

In diesem Tribunal wurden heute die folgenden Personen zur Penitentiary verurtheilt.

Daniel Winter und Thomas Corrigan, wegen Haus-Einbruch; der erstere auf 5 und der letztere auf 3 Jahre. Jno. Johnson, Diebstahl auf 1 Jahr. — Jack Robinson, schwerer Diebstahl, auf 2 Jahre. — J. M. Young, Raub, auf 3 Jahre.—Jas. A. Minor, Diebstahl, auf 3 Jahre.

Die folgenden Personen wurden entlassen:

Thomas E. Golding, Jno. Walker, Emma Byers, Wm. Jackson, John J. Crittenden, Robert Reed und Henry Vetter.

Gegen folgende Personen wurde der Prozeß bis zum nächsten Termin unter Bürgschaft aufgeschoben:

Charles Smith, Henry French, Jno. McNamara, Jno. Walter, alias Wood, Christ. Kaufman, Frank Neely, Richard Siegdale, Henry Sloane, Willis Brown, (2 Fälle) Jas. Conly, Wm. Davis, Frank King, Bierach, Const. Frazier, H. C. Cloud, Jno. Hayden, Fred. Bagel, (2 Fälle) Jas. Reiße, Christ. Reiff, Joh. Ferguson, Wm. Etscheil, John Southart, John Spaulding, Jas. Martenson (3 Fälle), Jno. Reidhar, E. C. Pappelstine, Julia Frey und Jno. Cozens. Norley und Lewis wurden ebenfalls entlassen.

☞ In Macen, Ga. starb vor einigen Tagen ein Knabe, in Folge des Stiches einer Spinne.

☞ Ein beim Ohio Brückenbau beschäftigter Arbeiter, fiel gestern Morgen um 8 Uhr von einem Gerüste, wobei er sich so stark verletzte, daß man an seinem Aufkommen zweifelt.

☞ Ein Herr in Norfolk, V., fand vor einigen Tagen in einem Koffer die kleine Summe von $300,000 theilweise in spanischen Silberthalern und theilweise in Virginia Banknoten vom Jahre 1776.

☞ Im Löwengarten wird heute bei guter Musik, guten Essen und labhaften kühlen Getränken, gemüthliche Unterhaltung für Alle zu finden sein. Herr und Madame Ehret lassen es nie an etwas fehlen.

☞ Liebhaber einer schönen Aussicht, frischen kühlen Luft, gutem Weines und Bieres, so wie wohlschmeckender Speisen, rathen wir der Phöaix Hill heute einen Besuch abzustatten, sie werden sich dort köstlich amüsiren.

☞ Der nun schon seit mehreren Tagen anhaltende Regen hatte ein bedeutendes Steigen des Flusses zur Folge, seit letztem Donnerstag ist derselbe um 10 Fuß höher, was den größeren Dampfern Gelegenheit gibt, wieder flott zu werden.

☞ Unter den bei den diesjährigen Kentucky Fair ausgestellten Gegenständen verdient ein von den Herren Wrampelmeyer und Schultes verfertigtes Chamber Set, bestehend aus Bettstelle, Waschtisch und Kommode, aus dem schönsten Wallnußholz gearbeitet und wofür denselben eine Prämie ertheilt wurde, eine besondere löbliche Bemerkung. Möbel, wie diese, würden in der That einen Palast zieren.

☞ Herr Klauber scheint sich selbst in den von ihm angefertigten Photographien zu übertreffen; wir sahen einige derselben von ihm in den letzten Tagen angefertigt, die mit Recht Meisterstücke genannt werden können.

☞ **Woodland Garten.** Dieser beliebte Vergnügungsort mit seinen schattigen Gängen wird heute wieder der Sammelplatz aller Solcher werden, die bei gutem Wein, vorzüglichem Bier und ausgezeichneten Speisen ein paar vergnügte Stunden verleben wollen. Daß auch der Musikliebhaber nicht leer ausgeht, dafür sorgt Herr Anton Zöller mit seiner aus den besten Virtuosen dieser Stadt zusammengesetzten Kapelle. Wer an allen in Obigem geschilderten Annehmlichkeiten Theilnehmen will, der versäume nicht, heute in den Woodland Garten zu gehen.

Untergang des Propellers „Hippocampus" am Michigan-See mit sämmtlicher Mannschaft und Ladung.—8000 Körbe Pfirsiche schwimmen im See.

Die Chicago Abenzeitung schreibt: Der Propeller Hippocampus von 90 Tonnen Gehalt, verließ Montag Morgens mit Ladung und Passagieren den Hafen Chicago's und kam in Benton, Mich., an, wurde ausgeladen, nahm 8000 Körbe Pfirsiche und 35 Passagiere auf und fuhr nach 11 Uhr Abends den Fluß hinab in den See.

Der Propeller wurde vor zwei Jahren in St. Joseph, Mich., gebaut und gehörte den Capt. Bouton, Schaw und Morrison, von Benton Harbor, er kostete $23,000 und war für $12,000 versichert. Die Maschinen desselben waren neu, im besten Stande und zweckentsprechend. Der Propeller diente zum Frachtgeschäft, meist für Pfirsiche, zwischen Michigan und hier und war stets vollauf belastet.

Die Ladung bestand hauptsächlich aus Pfirsichen, in 8000 Kisten und Körben, die hoch aufgestapelt jeden Zoll Raum bedeckten, Capt. Morrison, Bouton und andern Fruchtzüchtern gehörten dieselben und waren unversichert. Die Pfirsiche allein mögen über 100 Tonnen schwer gewesen sein.

Auf der Fahrt von Benton Harbor blieb der Propeller an der Sandbank der Flußmündung zwei Stunden lang stecken und kam dann mit Mühe los.

Der Dampfer Cornet, Capt. Napier, verließ St. Joseph Montag Abend und fand den Hippocampus auf der Sandbank fest. Gegen Mitternacht entstand ein heftiger Wind von Südwest, der See schlug hohe Wellen und der Cornet wurde blos durch seinen großen Umfang gerettet. Der Wind dauerte zwei Stunden und der Cornet konnte während der Nacht nur ein Rad benutzen.

Der Capitän des Schooners Petrel sah um 1 Uhr Dienstag früh den Hippocampus 20 Meilen südlich von St. Joseph, etwa 7 Meilen von der Küste, zur Zeit fuhr der Propeller gut, obwohl der See hoch schlug und ein starker Wind vom Südosten kam.

Das Schiff Benton, welches am selben Abend zwei Stunden vor dem Hippocampus Benton-Hafen verließ, litt durch Sturm den Verlust des Sturmdeckes nebst dessen Belastung. Zur selben Zeit vielleicht wurde der überladene Hippocampus vom Wind und Wellen umgeschlagen, mit Wasser gefüllt und sofort versenkt.

Capt. McDonald vom Schooner Humboldt verließ St. Joseph kurz noch dem Hippocampus, er sah denselben den Canal hinabfahren und hielt ihn für überladen. Der Capitän des Zugbootes Dairy Lee, der den Hippocampus von Benton nach St. Joseph im Schlepptau nahm, sagt, daß der Propeller so sehr überladen, daß er hin und her rollte und bei der geringsten Seitenbewegung umzukippen drohte.—Selbst die kleinen Boote waren mit Pfirsichen gefüllt und konnten deßhalb nicht zur Rettung dienen.

Zwischen 4—5 Uhr Dienstag Morgens sollte der Hippocampus an Chapman's Dock ankommen. Er kam nicht und der hiesige Agent wurde besorgt, jeder Schiffs-Meister wurde bei seiner Ankunft gefragt, ob er etwas vom Hippocompus wisse; doch vergebens.

Dienstag Abend wurde von Benton hierher telegraphirt, doch öffnete der Agent Chapman das Telegram erst Mittwoch früh, als er auf die Office kam. Die Nachricht verbreitete sich rasch und die Officen an Chapman's Dock's, Woolner und Garricks und Goodrich's Officen wurden den ganzen Tag überlaufen.

Telegramme, die Mittwoch Nachmittag aus Benton hier einliefen, meldeten das daselbst große Aufregung herrsche, denn die meistrn der Passagiere und einige von der Bemannung waren aus Benton und haben ihre Familien daselbst.

Um 4 Uhr gestern Nachmittag nahm das Dampf-Zugboot G. W. Wood eine Ladung Kohlen ein und fuhr aus, um Näheres über den verunglückten Propeller zu erfahren. Der Comet, Dunbar und Benton passirten auf ihrer Rückkehr durch Trümmern welche anscheinend andere Schiffe bereits gefahren.

Der Hippocampus wurde den ganzen Sommer von von Capt. Morrison befehligt; Montag wurde er krank und übergab das Commando des Propellors an Capt. Brown.

Die Mannschaft des Schiffes bestand aus folgenden Personen:

Captain—H. M. Brown, von St. Joseph.

Steuermann—Robert Richardson, von St. Joseph.

Buchhalter—John P. Bloom, von St. Joseph.

Erster Maschinist—R. Custice von St. Joseph.

Zweiter Maschinist—Wm. Brown, von St. Joseph.

Köche—Morris Wholsman und Chas. Morrison, von St. Joseph.

Portier—Chas. Ritterhouse.

Außer diesen Beamten des Schiffes befanden sich noch 5 Matrosen und 2 Feuerleute an Bord.

Unter den Passagieren befanden sich folgende Personen: E. M. Hatch, St. Joseph; Alvin Burridge, Benton Harbor; John Burridge, Benton Harbor; James Trimble, Benton Harbor; Jas. McSorlem, Benton Harbor; Uriel Higbee, Benton Harbor; Joseph Raffend, Benton Harbor; C. C. Sutton, Benton Harbor; Wm. S. Watrous, Benton Harbor; Alvin Bedmer, Benton Harbor; Wm. Naughn, Benton Harbor; John Bailey, Benton Harbor; M. M. Hathaway, Benton Harbor.

Vor acht Jahren am 8. September versank die „Lady Elgin" mit 566 Passagieren im Michigan See und der Hippocampus versank am Abend des Jahrestages jenes furchtbaren Unglücks.

☞ **Wohlverdienter Preis.** Eine ehrenvolle Anerkennung in Hinsicht auf die Vorzüglichkeit der von ihnen auf der Staatsfair ausgestellten Pianos erhielten die hier wohl renomirten Pianofabrikanten, Herrn **Hinzen u. Rosen** an Marktstraße, zwischen sechster und siebenter, in Form einer Prämie. Die Herren Hinzen u. Rosen verfertigen, wie die besten Claviervirtuosen zugeben, ganz vorzügliche Pianos, deren Ton von den höchsten bis zu den tiefsten Oktaven eine ungewöhnliche Kraft und Stärke mit einer wohlthuenden Reinheit und Klarheit verbindet. Die Firma hat die ihr zu Theil gewordene Anerkennung reichlich verdient.

☞ Gestern wurden in der Circuit Court Daniel Winter, wegen Hauseinbruch, auf 5 Jahre, Thomas Corrigan, dasselbe Vergehen, auf 3 Jahre, John Johnson, Diebstahl, auf 1 Jahr, Jack Robinson, Schweine-Diebstahl, auf 2 Jahre, J. M. Young, Raub, 3 Jahre und John A. Minor, Diebstahl, auf 4 Jahre zum Strafarbeitshause verurtheilt.

☞ Die besten Rag Carpets werden auf Bestellung zu den niedrigsten Preisen angefertigt in No. 245 Jeffersonstraße, nahe der Hancock.

☞ **J. Dolfinger u. Co.,** Händler in Porzellan, Glas und irdenen Waaren, No. 96, Marktstraße, zwischen dritter und vierter, haben jetzt den größten Vorrath von Waaren auf Lager und verkaufen dieselben zu den billigsten Preisen. ag30

☞ Folgende Heiraths-Licensen wurden im Laufe der letzten mit dem 11. September endenden Woche ausgegeben.

Patrick Burke mit Ann Crowlay.
Wm. McDermott mit Julia Feeney.
George Smith mit Clarissa Ridge.
James McKibbin mit Sophronia Miller.
Henry D. Wallbaum mit Eva Jansen.
Clemens Kremer mit Mary C. Luken.
Adam Cobin mit Maggie Fogerly.
James T. Mercer mit Maggie J. Wygard.
Bernard Duffy mit Rosa Reiser.
John Hayden mit Laura Burks.
Charles Flakehamer mit Barbara Schnee.
August Vonderheide mit Lena Weichmann.
Henry K. Graff mit Friderika Schoening.
Christian Kilgus mit Barbara Fehringer.
Redmond Flaherty mit Bridget McDonough.
Joseph H. Rout mit Miß Elizabeth Barbee.
Joseph F. Spaninger mit Mary T. Hafner.
W. H. H. Whiting mit Miß Janny Staib.
Nicholas Hick mit Cathrine Eswein.
John Vetter mit Christana Nagel.
William H. H. Sands mit Sarah J. Crume.
Michael Maloney mit Julia Flority.

☞ Seit letzten Samstag wurden in Jefferson County folgende Grundeigenthums-Uebertragungen registrirt:

Thomas Saddler an H. M. Carr, Jeffersonstr. zwischen 10ter u. 11ter, 23 bei 100....$ 4500
Richd. Coxe an Claudius Durell, Washington, Clay u. Shelby, 50 bei 150...$12000
C. Durall an Richd. Coxe, Jefferson County, 82 Acker....$12000
F. W. Shalles an Henry Jockell, Rowan Str. zwischen 20. u. 21., 6 bei 195...$ 124
John Hart an Newton H. Gaar, Jefferson Str. zwischen 20 u. 21., 41 bei 200...$ 3355
H. Dinkelbaker an C. Henry Dorn, 20. Str. zwischen Market und Jefferson, 20 bei 110....$ 420
J. M. Delph an Francis H. Succliffe, 30 bei 150 Walnut zwischen 6 u. 7., 150 bei 100 Cabell, Fulton u. Creek.$16000
James Somerville an B. Deitlinger, 30 bei 200 Portland Avenue zwischen 5. u. 6....$ 765
N. H. Gaar an John Hart, Jefferson County, 15 Acker....$ 6840
C. H. Dorn an H. Dinkelbacher, 20. zw. Market u. Congreß, 27 bei 110....$ 567
J. C. Sutcliffe an J. M. Delph, Jefferson County, 18 bei 19 Acker....$22000

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 13. September 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Fortsetzung.)

Sie ließen sich nieder auf die kleine steinerne Bank, die mitten in der Allee in einer von blühendem Strauchwerk und geschnittenem Taxus gebildeten Nische aufgestellt war. Da saßen sie Hand in Hand und die großen Augen Charlottens waren mit einem zugleich schmerzlichen und zärtlichen Ausdruck auf Schiller's edles sinnendes Antlitz gerichtet.

Friedrich, Du hast mir nichts zu sagen?

Er hob langsam das Auge zu ihr auf, und sie bemerkte in dem Ungestüm ihres eigenen Empfindens es vielleicht nicht, daß sein Blick etwas Verlegenes, Beängstigtes hatte.

Es ist schön hier, sagte er leise. Diese Stille, dieses beredte Schweigen der Natur hat für mich etwas unendlich Wohlthuendes und Erquickliches, besonders wenn ich es an Deiner Seite genießen kann, meine geliebte Freundin. Unsere Seelen sind wie zwei Harfen, welche ganz auf denselben Ton gestimmt, und so nahe einander sind, daß, wenn man die Saiten der einen Harfe rührt, die Saiten der andern sogleich in denselben Tönen als Echo erklingen.

Oh, gebe Gott, daß es immer so bleibt, mein Friedrich, gebe Gott, daß kein Ungewitter die Harmonie dieser Härfen stört.

Und woher sollte das Ungewitter kommen, meine theure Freundin? Geliebte Schwester meiner Seele? Nein, ich bin gewiß, daß dies niemals sein kann. Die Liebe, welche uns vereint, ist ja erhaben über jeden Wechsel und jede Täuschung. Nichts kann sie wandeln und ändern, denn sie haftet nicht an dem Aeußeren, und ist darum nicht abhängig von Alter und Ermattung. Kein wahrhaft schöneres und reineres Verhältniß kann ich mir denken, als das von einem Bruder zu seiner Schwester, wenn beide sich lieben und in richtigem Verständniß einander zu begreifen vermögen. Dies, meine theure Charlotte, müssen wir uns zum Trost und zur Herzstärkung sagen, wenn andere glühende Wünsche, welche ich lange, wie Du es wohl weißt, im tiefsten Innern gehegt, sich nicht erfüllen sollen. Ach, Charlotte, ich gehöre ja nicht zu denen, welchen das Leben sanft und heiter dahin fließt, und über deren Wünschen die Sterne der Erfüllung leuchten. Entsagen ist von jeher mein Loos gewesen, und auch Du, meine Theure, hast mich darin gar schmerzlich unterrichtet. Du weißt es, wie ich damals zu Mannheim in leidenschaftlichem Schmerz zu Deinen Füßen flehte, meine Liebe anzunehmen, die Fesseln zu zerreißen, welche Dich an den ungeliebten Mann ketteten, und Mein zu werden, mein Weib! Deine Tugend, Deine Frauenwürde versagte sich mir, und nun, nachdem endlich Dein Herz sich unseren Wünschen und Hoffnungen geneigt fühlte, nun Du es wagen wolltest, Dich mit mir zu verbinden und meine Gattin zu werden, nun stellt sich uns ein anderes Hinderniß entgegen, und scheint unsere äußere Verbindung auf immer unmöglich machen zu wollen.

Welch ein Hinderniß ist das, Friedrich? Von wem kommt es?

Es kommt von Deinem Gemahl Charlotte. Es scheint, er liebt Dich wahrhaft, und kann sich mit dem Gedanken gar nicht vertraut machen, daß er Dich missen und von Dir scheiden soll.

Du hast mit ihm gesprochen, Friedrich? Du hast ihm offen und ehrlich unsere, Deine Wünsche mitgetheilt und um die Erfüllung derselben gebeten?

Ich habe es oft versucht, aber er ist mir stets ausgewichen. Jedes Mal, wenn er merkte, daß ich unserer Unterhaltung diese bestimmte Richtung zu geben trachtete, hat er sie abgebrochen, und ist schnell auf ein anderes Thema übergegangen. Ich merkte daran, wie sehr er Dich liebt, und es thut mir in meiner innersten Seele weh, wenn ich denken muß, daß ich diesem guten und edlen Manne Kummer bereiten und ihm einen Schatz rauben will, von dem ich nach meinen eigenen Gefühlen ermessen kann, wie theuer er ihm ist.

Oh, Friedrich, sagte sie leise, welch ein entsetzlicher Schmerz ist es, zu sehen, wie die schönsten Frühlingsblüthen welken und sterben, gleichviel, ob sie von erkältendem Nachtfrost, oder von zu großer Sonnengluth zerstört werden.

Ich verstehe Dich nicht, Charlotte, sagte Schiller mit ein wenig mehr Verlegenheit, als das „Nicht Verstehen" zulassen möchte.

Und ich, rief sie mit flammenden Augen, ich wollte, ich verstände Dich auch nicht! Sage mir, Friedrich, oh sage mir, gehört Dein Herz mir? Ist nichts verändert in Deinem Gefühl zu mir?

Er hob seine großen Augen mit einem ernsten und sinnenden Blicke zu ihrem erregten Antlitz empor. Du thust da eine Frage, Charlotte, auf welche nur Gott die Antwort zu geben vermag. Denn wer kann von sich selber sagen, daß er der treue und wahrhaftige Herzenskündiger seines eigenen Empfindens sei? Alles ist dem Wechsel unterworfen, das Meer hat seine Ebbe und seine Fluth, die Sonne hat ihren Aufgang und ihr Erlöschen. Aber das Meer kehrt immer wieder zu der verlassenen Düne zurück, und die Sonne strahlt immer wieder auf nach der dunkeln Nacht. Und so wie das Meer und die Sonne in allem Wechsel doch ewig unveränderlich bleiben, so ist es auch mit der wahren Liebe der Fall. Es kann in einer Stunde scheinen, als ob sie sich zurückziehe und versande, aber in der nächsten Stunde schon fluthen ihre Wogen mit leidenschaftlicher Gewalt wieder über die versandete Düne dahin und künden mit lautem Orgelgebrause das heilige Lied, daß die Liebe ewig ist, daß sie die Götter zu Menschen und die Menschen zu Göttern macht!

Ein wundervolles Wort, rief Charlotte, die Paraphrase zu einem herrlichen Lied, von dem ich hoffe, daß der Dichter Friedrich Schiller es der Welt singen werde! Aber ich frage den Dichter, ob auch der Mann Friedrich Schiller dasselbe sagt? Ob dieser Hymnus auf die Liebe, welchen die Lippeu des Dichters eben gesprochen, aus dem Herzen des Mannes erklang, und ob er an mich gerichtet ist?

Oh Theuerste, wozu das Grübeln und das Sinnen? Eins sei der Dichter und der Mann, und was von den Lippen des Dichters tönt, das ist aus den Gedanken des Mannes entsprungen; wenn er der Liebe einen begeisterten Hymnus weiht, und das an Deiner Seite thut, so laß Dich von ihm begeistert und wisse, daß er an Dich gerichtet ist!

Er legte seinen Arm um ihren Nacken, und zog ihr Haupt an seine Brust, wie er es oft gethan in solchen Stunden schwärmerischer Zärtlichkeit. Aber Charlotte fühlte doch, daß das Sonst anders gewesen war, wie das Jetzt, und der Arm, welcher sie umschlang, mit minder feurigem Drucke auf ihrem Nacken ruhte. Doch sie hielt gewaltsam den Seufzer zurück, der aus ihrer Brust hervorquellen wollte, drückte ihr Haupt fest an seine Brust und flüsterte leise: Oh Friedrich, der Hymnus der Liebe klingt in meinem Herzen wieder, oh Friedrich, wie danke ich Gott, daß Du mich liebst!

Er schwieg, und nur der wärmere Druck seines umschlingenden Armes gab ihr die Antwort. Dann schwiegen Beide. Sie lag mit geschlossenen Augen an seiner Brust, er hielt sie umfangen, aber sein Haupt war erhoben und die Augen schauten mit traurigen Blicken auf das dichte Laubwerk der Alleen und hoben sich dann langsam auf zu dem Himmel, der wie eine durchsichtige Kuppel von blauem Krystall sich über der grünen Halle, der aufstrebenden Bäume wölbte. Eine tiefe, feierliche Stille herrschte rings umher, es war, als feiere die Natur in dieser grünen Halle unter dem Himmelsgewölbe ihren Morgengottesdienst; zuerst mit stillem Gebet, dann mit dem Chor der Sänger, welche jetzt hier und dort aus dem dunkeln Gezweig der hohen Bäume ihr schmetterndes Lied ertönen ließen, bis auf einmal ein aufschwellender Wind durch die Bäume strich, daß sie aufrauschten wie in heiligem Orgelgetön, welches den Gesang der Vögel verstummen machte.

Diesem heiligen Orgelgetön, diesem Rauschen des Windes in den Bäumen lauschten die Zwei, welche da auf der kleinen Steinbank saßen, mit andächtigem, entzücktem Herzen. Beide stumm, und Beide doch so beredt in ihrem Schweigen. Er, das edle blasse Antlitz aufwärts gerichtet, die Augen gen Himmel gewandt mit einem scharfen, strahlenden Blicke, der iu dem blauen Gewölbe nach den Geheimnissen der Unendlichkeit zu forschen schien; Sie, das Haupt an seine Brust gedrückt, nach keinem Himmel mehr forschend und schauend, da sie den Himmel an seiner Brust gefunden! Aber der Wind, welcher noch immer die Bäume erklingen ließ im Orgelrauschen, der Wind schien jetzt Charlotte erwecken zu wollen aus ihrer süßen Ruhe. Ein Blatt wirbelte aus den Bäumen nieder, streifte wie mit einem Geisterfinger ihr Gesicht und fiel in ihre Hände, die sie im Schooß gefalten hielt. Sie schreckte empor und blickte nieder auf das Geschenk des Windes und der Bäume.

Ein welkes, vergilbtes Blatt hatten sie ihr gegeben. Wie der Herold des nahenden Herbstes hatte dieses vergilbte Blatt ihr Antlitz berührt und sie aufgeschreckt aus der himmlischen Sommerlust.

Ein böses Omen, murmelte sie in sich selber erschauernd, und mit zitternden Fingern zermürbelte sie das Blatt.

Was murmelst Du, Charlotte? fragte Schiller, dessen begeisterter Blick nach innen gekehrt war, und der nichts gesehen hatte von dem kleinen Zwischenspiel in der großen Tragödie der Herzensgefühle. Was erschreckt Dich auf einmal?

Nichts, es ist nichts, sagte sie aufstehend. Komm, mein Freund, laß uns gehen, ich fürchte, es steigt ein Gewitter am Himmel auf.

Er schaute ganz erstaunt zu dem blauen Dom empor. Ich sehe nicht eine einzige Wolke.

Desto besser, Friedrich, sagte sie rasch, desto besser. Es wird uns also nichts verhindern, die beschlossene Fahrt nach Rudolstadt zu machen.

Ihre großen Augen streiften dabei mit einem schnellen Blitz sein Angesicht, und sie sah, daß eine leichte Röthe über seine Wangen hinschoß, und daß er es vermied, ihrem Blicke zu begegnen.

Er bleibt doch dabei, mein theurer Freund, daß wir morgen nach Rudolstadt fahren? Ich habe es der Frau von Lengefeld schon seit langer Zeit versprochen, ihr meinen Besuch in Rudolstadt zu machen, und ich freue mich unendlich, ihre beiden Töchter wiederzusehen. Caroline von Beulwitz ist ein so edles, hochherziges, junges Weib, und sie trägt das Schicksal ihrer unglücklichen Ehe mit einem wahren Heroismus. Ihre Schwester Charlotte aber steht ihr zur Seite wie eine junge Frühlingsblüthe neben der schönen, eben erst erschlossenen Purpurrose.

Schiller's Antlitz strahlte auf in reiner Freude. Er warf auf Charlotte von Kalb einen zärtlichen und dankbaren Blick, und dieser Blick traf ihr Herz und entzündete darin das schmerzensreiche Feuer der Eifersucht. Arme Charlotte! Ihr hatte die Natur das vergilbte Herbstblatt in's Antlitz gewebt, und Diejenige, welche sie von jetzt an ihre Nebenbuhlerin heißen mußte, hatte sie eben selbst als eine „junge Frühlingsblüthe" bezeichnet!

Wie schön Du mit wenigen Strichen zu malen weißt, liebe Charlotte, sagte Schiller fröhlich, Dein Bild ist wie ein wohlgeiungenes Portrait, und zeigt die beiden Töchter der Frau von Lengefeld, wie sie wirklich sind. Caroline als die volle schöne Rose, und Charlotte als ein lieblich duftendes Veilchen neben ihr.

Und welcher von diesen Blumen giebst Du den Vorzug?

Das ist schwer zu sagen, lachte Schiller. Am besten ist es, man schaut sie nebeneinander und läßt sie ungetrennt, nur immer beisammen denken, und nur so in der Zwiesamkeit gewähren sie ein harmonisches Bild.

Charlotte athmete auf. Er liebte also keine von Beiden. Sein Herz hatte nicht unter ihnen gewählt!

Es ist so hübsch, sagte sie, daß der Zufall gemacht hat, daß meine Freundinnen ohne mein Zuthun auch die Deinen geworden. Wie lerntest Du die Familie von Lengefeld doch kennen?

Oh, unsere Bekanntschaft schreibt sich schon von lange her! erwiderte Schiller lächelnd. Schon vor vier Jahren, bald nach meiner Flucht aus Stuttgart, lernte ich die Damen im Hause der Frau von Wolzogen kennen, und jetzt ist es ihr Sohn, mein Freund Wilhelm von Wolzogen, welcher mich zu ihnen nach Rudolstadt gebracht hat.

Man sagt, daß der Herr Wilhelm von Wolzogen eine glühende Neigung für seine Cousine Caroline hegt?

Für diesmal hat das „Man sagt", wie ich glaube, die Wahrheit gesagt. Wolzogen liebt seine schöne Cousine Caroline leidenschaftlich.

Werkann die Geheimnisse dieses edeln und zarten Weibes ergründen wollen! Ihre Lippen sind gebunden durch das heilige Schloß, welches die Ehe mit dem jedenfalls ungeliebten Herrn von Beulwitz an denselben befestigt hat, und Caroline von Beulwitz ist eine viel zu stolze und keusche Frau, als daß sie jemals auch an dem nicht geliebten Ebegatten eine Untreue — Das Wort stockte auf Schiller's Lippen, denn er fühlte jetzt, wie sehr seine Rede die Frau an seiner Seite verwunden mußte, die Frau, welcher er damit das Urtheil gesprochen hatte. Aber die Frauen haben eine wunderbare Gabe, das zu überhören, was sie nicht hören wollen, und zu lächeln, wenn ihnen auch ein Messer im Herzen bohrt.

So schien auch Charlotte von Kalb die Worte Schiller's nicht in dem verletzenden Sinne gehört zu haben, und sie lächelte ihn freundlich an.

Und Charlotte, das arme Kind, fragte sie theilnahmsvoll, hat sie endlich ihren Liebeskummer überwunden? Ist ihr junges Kindesherz geheilt von den tiefen Schmerzen, an denen es geblutet hat?

Frau von Kalb lächelte noch immer, während sie so das Messer aus ihrem eigenen Herzen gezogen, um es dem Geliebten darzureichen, damit auch er den tödtlichen Stoß empfange. Paeti, paeti, non dolet!

Aber ihn schmerzte der Stoß, und er vermochte es nicht über sich, zu lächeln. Was meinst Du? fragte er düster. Wer hat es gewagt, dies schöne und süße Kinderherz zu verwunden?

Nun, sagte Charlotte, und das Lächeln auf ihren Lippen ward immer strahlender, denn sie fühlte, daß sie das Messer immer tiefer bohrte, nun, das ist ja eine allbekannte Geschichte, und ich wundere mich in der That, mein geliebter Freund, daß Du nichts davon weißt. Charlotte von Lengefeld hatte sich in zärtlichster Liebe einem edlen jungen Manne verlobt, und es war der sehnsüchtigste Wunsch Beider, sich einander für das ganze Leben anzugehören. Aber der Reichthum ihrer Gefühle stand leider in schneidendem Contrast zu der Armuth ihrer äußeren Verhältnisse. Frau von Lengefeld, welche eine sehr kluge und erfahrene Dame ist, erklärte den Liebenden, daß eine Verbindung zwischen ihnen Beiden ganz unmöglich sei, weil sie Beide zu arm wären, um eine eigene Existenz zu begründen, und weil auch die Zukunft keine Aussicht dazu darböte. So mußten Beide, wenn auch mit Thränen und blutendem Herzen, sich der harten Nothwendigkeit fügen und für das Leben von einander scheiden. Der junge Mann hat bei dem hessischen Miltiär Dienste genommen und ist über's Meer nach Amerika gegangen, um nimmer zurückzukehren.

Das junge Mädchen ist in Schmerzen und Trauer zurückgeblieben, und wie man sagt, hat sie ihrer Familie gegenüber das heilige Gelübde gethan, niemals sich einem andern Manne zu verheirathen, da das Schicksal sie von dem Einen, welchen sie liebte, getrennt hat.

Und nachdem Charlotte mit der Grausamkeit, welche allen Frauen eigen ist, wenn sie lieben und eifersüchtig sind, diesen letzten Stoß geführt, blickte sie lächelnd und zärtlich zu dem Geliebten auf. Aber sein Antlitz blieb ganz ruhig, und Charlottens Erzählung schien mehr die Imagination des Dichters, als das Herz des Mannes getroffen zu haben.

Es ist wahr, sagte er leise vor sich hin, jedes Menschenherz bietet den Stoff zu einer Tragödie. Das ganze Leben ist zuletzt nichts weiter als eine große Tragödie, deren Verfasser der ewige Weltgeist ist. Wir kleinen Menschenkinder sind darin nichts weiter als die armen Acteurs, welche der Weltgeist in's Leben gesetzt zu keinem andern Zweck, als damit wir in seiner Tragödie die Rolle spielen sollen, welche er uns vorgezeichnet hat. Und wir armen Acteurs bilden uns ein, freie, unabhängige Wesen, ja, die Herren der Schöpfung zu sein, und reden von Selbstbestimmung und der Erhabenheit der freien Willenskraft. Ach, diese Selbstbestimmung ist das nichts als die Selbstvergötterung des armen Sclaven, welcher vermeint, mit zerknickten Hoffnungen und zerstörten Idealen sich losgekauft und mindestens seine Freiheit erworben zu haben. Komm, Charlotte, sagte er dann plötzlich aus seinen sinnenden Betrachtungen aufschreckend, komm, meine theure Freundin, laß uns gehen. Ich fühle, wie die Gedanken mir in Kopf und Herzen brennen, nnd wie der Dichter lebendig wird in dem Menschen. Ich muß arbeiten, schreiben, um wieder zur Ruhe und zum Frieden in mir selber zu kommen!

Und findest Du Ruhe und Frieden nicht mehr bei mir, Friedrich? Haben sie ausgetönt, diese heiligen Festtagsglocken des inneren Verständnisses? Rufen sie uns nicht mehr zu der Jubelfeier der Seelen, daß sie wie zwei Sonnenstrahlen Licht und Glanz und Wärme einer dem audern gewähren?

Oh, Charlotte, auch die Seelen haben ihre Stimmungen, wenn auch der Grundaccord der Liebe ewig derselbe bleibt. Daran nur halte fest, daß dieser nie vergeht, und zürne nicht, wenn zuweilen die Saiten meiner Seele von irgend einem Gewittersturm erschüttert werden.

Ich zürne Dir niemals, sagte sie traurig und innig zugleich. Dein Frieden und Dein Glück ist Alles, was ich begehre, und dies Dir zu schaffen soll die Aufgabe meines ganzen Lebens sein. Oh, Du sollst glücklich werden, Friedrich Schiller! Ich fühle, daß dies die heilige Mission ist, welche das Schicksal mir übertragen hat, und um deretwillen es mich in die Welt gesetzt: ich soll dazu beitragen, Dich glücklich zu machen und Deinem Herzen Freudigkeit, Deiner Seele Heiterkeit zu geben. Ja, Du sollst heiter sein! Dein Genius leuchtet über Dir und lächelt Deinem Thun, er nimmt alle irdischen Sorgen von dem edlen Haupt des lorbeergekrönten Dichters, und giebt Dir Ruhm, Ehre und Ansehen! Ich aber, ich will Dir Glück und Heiterkeit geben, denn ich liebe Dich, und Du, Du hast mir tausendmal gesagt, daß Du mich liebst, und daß Dein Glück in meinem Herzen ruht! Ich will's glauben, Friedrich, uud will mit frohem Blick in die Zukunft schauen, und hoffen, daß wir doch noch alle Hindernisse überwinden und einander angehören werden. Du sagst, mein Gemahl weiche Dir aus und wolle Dich nicht verstehen. Wohlan, so werde ich ihn zwingen, uns zu verstehen, so werde ich selbst mit klarem, deutlichen Wort ihm sagen, was wir Beide von ihm wünschen und hoffen!

Nein, Charlotte, sagte Schiller, dies ist Mannes thun, und dies überlasse mir! Es wird schon ein Moment kommen, wo er trotz seines Bemühens uns nicht mehr ausweichen kann, und ich werde diesen Moment benutzen, für uns Beide sprechen. Sieh mich nicht so zweifelnd an, Charlotte. Du hast mich unterrichtet in der schweren Kunst des Wartens und der Geduld! Lerne nun selber auch ein wenig von dieser Kunst, aber vergiß nie, daß die Sterne unserer Liebe ewig für uns leuchten!

7.

Das erste Begegnen.

Am andern Morgen fuhr Schiller mit Frau von Kalb nach Rudolstadt, um der Familie Lengefeld einen Besuch zu machen. Charlotte sah es wohl, wie Schiller's Antlitz immer freudiger aufstrahlte, je näher sie der kleinen thüringischen Stadt kamen, welche so lieblich wie ein Bouquet von Frühlingsblumen inmitten der bewaldeten Höhen liegt.

Frau von Lengefeld stand vor der Thür ihres kleinen hübschen Hauses und empfing mit vornehmem Anstand und zugleich mit freundlicher Milde die willkommenen Gäste. Hinter ihr schaueten die frischen und hübschen Rosengesichter ihrer beiden Töchter hervor, beide die leuchtenden Augen auf Friedrich Schiller gewandt, beide ihm heitern Willkomm zurufend, und ihm mit frohem Erröthen die Hände zum Gruße darreichend.

Charlotte von Kalb, obwohl sie sich lebhaft mit Frau von Lengefeld unterhielt, lauschte doch auf jedes Wort und beobachtete jeden Blick und jede Miene. Sie hörte, wie Schiller mit gleicher Freundlichkeit die beiden Schwestern begrüßte, sie sah, wie seine Augen mit dem hellen Strahl der Herzlichkeit und Theilnahme auf ihnen Beiden ruhten, und das Antlitz der Frau von Kalb nahm einen freudigeren Ausdruck an, denn in ihrem Herzen jubelte es: Er liebt sie nicht, er bevorzugt keine von Beiden. Oh, er hat mir wohl die Wahrheit gesagt, er hat sie Beide so lieb wie ein paar Schwestern, und seine Liebe, seine Zärtlichkeit gehört mir!

Und nun, da ihr Herz zu dieser freudigen Ueberzeugung gekommen, nun war Charlotte von Kalb auch freudig und angeregt in ihrem ganzen Wesen, schäkerte und lachte mit den beiden jungen Damen, war freundlich, hingebend gegen Frau von Lengefeld, und voll zarter Rücksicht und Aufmerksamkeit für Schiller. Dabei war ihre Unterhaltung flammend von Geist und tiefem seelischen Verständniß, und die heitersten, pikantesten Witzworte, die tiefsten und inhaltreichsten Bemerkungen sprangen wie glänzende Leuchtkugeln von ihren lächelnden Lippen.

Wie geistvoll, wie klug und liebenswürdig ist doch diese Frau, sagte die älteste der beiden Schwestern, Karoline von Beulwitz, als Schiller mit ihnen Beiden einen Spaziergang durch den kleinen Blumengarten hinter dem Hause machte, während Frau von Kalb bei Frau von Lengefeld im Salon verweilte.

Schiller ging in der Mitte zwischen den beiden Schwestern, und auf jedem seiner Arme ruhte eine der weißen hübschen Hände der Schwestern. Er schien froh und glücklich, sein Auge strahlte vor Vergnügen, und sein Gang war leicht und schwebend, während er mit seinen Armen die Hände der Schwestern fest an sich drückte.

Ich möchte so mit Ihnen Beiden gleich geradeswegs in den Himmel hinauf gehen, sagte er frohmüthig, und ich halte es gar nicht für unmöglich, daß ich es sogleich auch thue, denn mir scheint heute nichts unmöglich, und es kommt mir vor, als habe sich der Hlmmel auf die Erde niedergesenkt, auf daß ich mit Ihnen Beiden nur so gerade hinein spazieren könnte.

Dann lassen Sie uns schnell umkehren und in's Haus gehen, damit wir sicher sind vor solcher Himmelfahrt, sagte Karoline von Beulwitz lächelnd, und die Schwester Charlotte lachte hell auf.

Oh Karoline, ich wollte wir könnten die Himmelfahrt machen. Was würde das für ein Erstaunen geben, und wie würde man uns suchen, während wir Drei da oben auf Wolken spazieren gingen.

Und wie sehr, und mit Unrecht würde Frau von Kalb uns zürnen, daß wir ihr den geliebten Freund entführt hätte, sagte Karoline ironisch.

Gerade darum würde es mir unendliches Vergnügen machen, rief Charlotte lachend.

Mir wahrhaft auch, betheuerte Schiller. Es wäre gar so übel nicht, wenn man zuweilen durch solche Himmelfahrten alle irdischen Bande zerreißen könnte, und frei wie der Vogel in der Luft über allem Getriebe und Getrübe der Erde im sonnenhellen Aether schweben könnte, mit dem Geliebtesten im Arm. Oh, meine theuern Freundinnen, warum können wir nicht heute unsere Himmelfahrt halten.

Heute, nein, heute geht es nicht, sagte Charlotte, sich vorwärts neigend, um an Schiller vorüber ihre Schwester mit einem bedeutungsvollen Blick anzusehen. Nicht wahr, Karoline, heute dürfen wir diese Erde nicht verlassen, denn wir hoffen, daß sie uns frohe und glückliche Stunden bringen wird!

Da ist schon wieder das geheimnißvolle Wesen und das bedeutungsvolle Anblicken, rief Schiller lebhaft. Es geht etwas vor, es soll sich etwas ereignen, etwas Ungewöhnliches, nicht wahr? Sagen Sie es mir, Lolo, was soll geschehen?

Charlotte lachte froh, und schüttelte ihr braunes Lockenhaupt. Ich weiß von nichts, ich verrathe nichts.

Aber Sie, theure Karoline, auf deren süßen Lippen immer die Wahrheit und die Güte thront, Sie werden mir sagen, ob ich mich nicht täusche, und ob ein Geheimniß sich heute noch enthüllen soll.

Ja, mein Freund, sagte sie lächelnd, es ist so. Wir haben vor Ihnen ein kleines Geheimniß, aber ich hoffe, Sie wissen, daß wir niemals etwas gegen Sie thun können, und—

Und ich glaube, unterbrach sie die jüngere Schwester, ich glaube, das sich das Geheimniß eben enthüllen wird, denn ich höre da das Herannahen eines Wagens. Horcht, er hält vor unserer Thür still. Ja, das ist das Geheimniß! Kommen Sie, Freund, lassen wir uns ihm entgegengehen!

Und sie wollte Schiller und die Schwester hastig mit sich fortziehen, aber Karoline hielt sie mit sanfter Gewalt zurück. Einen Moment noch, Lolo! Sagen Sie, Freund, hegen Sie wohl zu uns das Vertrauen, daß Sie uns ohne Frage, und ohne Beunruhigung folgen, selbst wenn wir

Ihnen gestehen, daß wir Sie einem Geheimniß entgegenführen?

Schiller nahm die Hände der beiden Schwestern in seine Rechte, und sie fest mit seinen Fingern umspannend, drückte er sie an seine Brust.

Ich würde Ihnen Beiden folgen, freudigen und stolzen Herzens, wohin Sie mich auch führen möchten. Ich hege zu Ihnen Beiden solch festes, unerschütterliches Vertrauen, daß ich mein Glück, mein Leben, meine ewige Seligkeit in Ihre beiden, geliebten Hände legen könne, und allen Geheimnissen der Welt Trotz biete, wenn Sie es sind, welche sie mir bringen.

Aber wissen möchten Sie doch gern, was das für ein Geimniß ist, nicht wahr? fragte Lalo.

Nein, erwiderte Schiller mit einem Ausdruck inniger Zuversicht, nein, es ist mir ganz ohne Frage, daß es nur etwas Gutes sein kann, dem mich meine holden Genien entgegenführen wollen. Kommen Sie also, meine Freundinnen.

Schiller, sagte Karoline mit bewegter Miene und bebender Stimme, Schiller, wir danken Ihnen für die hohe Ehre, welche Sie uns erzeigen, und welche wir Beide als ein heiliges Geschenk in unserem Herzen tragen werden, so lange wir leben. Aber Sie sollen nun auch nicht, wie es die anderen Damen beschlossen hatten, überlistet und überrumpelt werden, sondern es soll von Ihrem freien Willen allein abhängen, ob Sie auf die Pläne Ihrer Freunde eingehen wollen. Schiller, Sie haben vorher einen Wagen vorfahren hören. Wissen Sie, wer gekommen ist? Frau von Stein und Goethe!

Nicht wahr, das ist eine Ueberraschung? rief Lolo lächelnd.

Ja, sagte er mit verdüsterter Miene, ja, eine Ueberraschung, aber keine ganz angenehme. Der Herr Geheimrath Goethe hat es mir nicht gezeigt, daß er meinen Umgang wünsche, und ich möchte nicht, daß er denken könne, ich dränge mich nach seiner Bekanntschaft. Es ist Platz genug für uns Beide in der Welt, um einander auszuweichen, wenn es ihm beliebt. Und so sehr ich Goethe's Genie auch anerkenne, und mich von seinen poetischen Schöpfungen angeregt, ja begeistert fühle, so bin ich doch nicht demüthig genug, um nicht zu vermeinen, daß auch ich ein Dichter sei, daß man auch mir einige Berücksichtigung und Anerkennung gewähren könne, und es wäre mir nichts unwürdiger, als Goethe etwa zwei Schritte entgegen zu gehen, während Er einen Schritt zurücktritt, oder auch nur stehen bleibt, um meine Annäherung zu erwarten.

Aber es ist nicht so, Schiller, nein gewiß, es ist nicht so, rief Charlotte eifrig, während Karoline nur mit leuchtenden Augen ihn anschaute, und sich seiner edlen, stolzen Miene und seiner energischen Worte zu freuen schien. Sage Du es ihm doch, Karoline, denn Dir glaubt er doch mehr, und zu Dir hat er doch ein größeres Vertrauen! Sage ihm doch, wie es steht!

Freund, sagte Karoline leise, Goethe wußte eben so wenig von Ihrem Hiersein, wie Sie von dem seinen. Die beiden Damen von Stein und von Kalb haben Alles arrangirt, und wir haben gern die Hand dazu geboten, daß die beiden edelsten Geister unsers Jahrhunderts endlich sich einander näherten, und von den Vorurtheilen zurückkämen, die sie gegen einander hegen. Während wir Ihnen hier diese Erklärung geben, geschieht dasselbe Goethe'n da drinnen von den Damen, und Sie können wohl denken, daß Charlotte von Kalb die Ehre ihres geliebten Freundes Schiller zu hoch hält, um nicht Goethe davon zu überzeugen, daß Sie, Schiller, nichts wissen von allen Verabredungeu, und daß es Ihnen sehr widerstreben würde, eine Bekanntschaft zu suchen, die seinerseits nicht gewünscht würde.

Kommen Sie, meine Freundinnen, lassen Sie uns in's Haus gehen, und zur Gesellschaft, rief Schiller mit einem trüben Lächeln. Es geziemt sich wohl, daß ich dem vornehmeren und größeren Manne einen Schritt entgegen thue, und —

Er verstummte, denn eben erschien auf dem kleinen Perron, welcher aus dem Hause in den Garten hinabführte, inmitten der beiden Charlotten die edle, stolze Gestalt Goethe's.

Sie sehen wohl, flüsterte Karoline hastig, Goethe denkt wie Sie, und er ist gern bereit, Ihnen einen Schritt entgegen zu thun.

Indessen war Goethe inmitten der beiden Damen ruhig und gemächlich die zwei Stufen hinabgeschritten, ohne sein lebhaftes und angeregtes Gespräch mit den beiden Damen zu unterbrechen. Aber als er sah, daß Schiller mit lebhaften Schritten sich ihm näherte, trat auch Goethe ihm schneller entgegen, und sein schönes und stolzes Gesicht verlor nicht einen Moment den Ausdruck heitern Wohlwollens und edler Ruhe.

Frau von Kalb hat mir Vorwürfe gemacht, daß ich neulich mich so brusque und ohne Umstände zurückzog, als wir uns im Park begegneten, sagte Goethe freundlich. Ich gestehe gern zu, daß ich Unrecht hatte, aber ich bekenne auch, wie es mir nicht geziemend erschien, daß wir Beide nur so durch eine Bloße Laune des Zufalls unsere gegenseitige Bekanntschaft machen sollten.

Und doch ist es heute wiederum der Zufall, erwiderte Schiller rasch, der Zufall, welcher mir erlaubt, den Dichter Goethe zu begrüßen.

Aber diesmal haben die schönsten und liebreizendsten Hände ihn herbeigeführt, rief Goethe, sich anmuthig gegen die Damen verneigend, und ich mache es wie die Alten, und sagte ehrerbietig: „Was uns die großen Götter spenden, kann nur Gutes und Schöues sein."

Aber als habe er hiermit den Wünschen der Freundin genug gethan, und dem Herrn Schiller genug der Beachtung gezeigt, wandte Goethe sich jetzt wieder den Damen zu und fuhr fort in der Umterhaltung, die er beim Eintritt in der Garten begonnen. Sie hatten ihn um Auskunft über das Wesen und Sein der Malerin Angelika Kaufmann gefragt, und mit Lebhaftigkeit und herlichem Antheil erzählte Goethe von ihrem Leben, von ihrem Genie, von ihrer Großsinnigkeit. Dann, als die Gesellschaft sich später im Gartensalon um den runden Tisch zum eiufachen Mahle vereinte, erzählte Goethe, angeregt von Charlotte von Stein, von seinem italienischen Leben, von dem unvergeßlichen Rom, von dem einzig eines Künstlers, ja, eines wirklich höheren Menschen würdigen Leben, welches man in Italien führe. Seine Stirn leuchtete immer höher auf, während er sprach, sein Antlitz erglänzte von einem Adel und einer Schönheit, die nicht in der äußeren Form ihren Ursprung hatte, sondern einer erhabenen inneren Begeisterung entströmte, und sein Angesicht überstrahlte, wie die aus dem Vesuv aufsteigende Feuersäule den schönen irdischen Berg wie in einer himmlischen Verklärung rosig und durchsichtig erscheinen läßt.

Die Blicke der Damen hingen mit Entzücken an dem schönen Angesicht, an den glänzenden Augen, den beredten Lippen, welche in flammender Begeisterung erzählten von Italien, dem gelobten Lande der Kunst und Poesie.

Schiller saß schweigend und in sich gekehrt dabei, mit niedergeschlagenen Augen, mit stiller, fast gleichgültiger Miene, selten mit einem leisen Wort einstimmend in die laute Begeisterung der Frauen, einer Bemerkung sich an Goethe wendend, wie dieser nie mit seiner Rede sich unmittelbar an Schiller richtete, sondern wie ein vornehmer großer Herr für Alle sprechend, sicher, daß alle mit Ehrfurcht und Verwunderung seinen Worten lauschten.—

Ich bin nicht zufrieden mit dem Erfolg des heutigen Tages, seufzte Frau von Kalb, als sie am Nachmittag mit Schiller heimkehrte nach Weimar. Ich hatte mir ein so schönes, herrliches Resultat von diesem Begegnen mit Goethe versprochen. Ich hoffte, ihr würdet Beide Euch lieben und vertrauen lernen, und nun seid Ihr vorübergegangen aneinander wie zwei Sterne, die sich zufällig begegnen auf ihrer Bahn, aber weitergehen, ohne sich einander anzuziehen. Sage mir wenigstens, mein theurer Freund, wie Dir sein Wesen gefallen hat.

Frage mich, wie mir ein Gletscher gefällt, und ob ich mich warm und befeuert gefühlt habe in seiner Nähe. Ja, ein Gletscher ist dieser Goethe, groß und erhaben, leuchtend und strahlend, wie der Mont-Blanc, aber seine Atmosphäre ist kalt, und vor seiner Großartigkeit erstarren alle kleine Blumen der Zuneigung. Ich gestehe es Dir, es würde mich unglücklich machen, öfters um Goethe zu sein. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist ein Nichts zu fassen; ich glaube er ist ein Egoist im ungewöhnlichem Grade, er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich her aufkommen lassen. Mir ist er, das gestehe ich, dadurch vollkommen verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von Herzen liebe und groß von ihm denke.

Und du wirst auch noch lernen, sein ganzes Wesen zu lieben, Friedrich.

Es mag sein, ich will es nicht bestreiten, sagte Schiller gedankenvoll. Denn es ist wahr, eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, welche derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben mögen, ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.

Und zur selben Zeit, während „Brutus" so seine aus Haß und Liebe gemischte Empfindung ausströmte, zur selben Zeit gab auch „Cäsar" sein Urtheil über den Brutus ab, nur war dies nicht gemischt aus Haß und Liebe, sondern aus Stolz und Geringschätzung fast, denn von der Höhe des Capitols aus mochte der Heros, welcher die Schwierigkeiten des Weges schon hinter sich hatte, und dem der wohlverdiente Lorbeerkranz schon die edle, von den Göttern gesegnete Stirn umkränzte, wohl mit einiger stolzen Genugthuung und mitleidiger Geringschätzung hernieder blicken auf denjenigen, welcher noch nicht die Schwierigkeiten des Weges überwunden, und noch nicht die Dämonen besiegt hatte, welche ihm den Weg zur Höhe streitig machen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung-Aufgabe.

stammt,	nen	Mut-	du	lieb'	mel	ten!	ge
O	lieb',	Dem	Ei-	Wal-	stren-	du	wie-
dei	mel	ver-	ter-	Him-	fer	Pflicht,	Die
ter-	ziehen!	Laß	dein	lie-	Re-	der	hei-
Him-	keit	Mut-	er-	nicht	Der	hen,	chen-
O	nicht,	hört	Herrn	le,	zu	lig	Ewig-
Ewig-	vom	giß	er-	ge-	Vom	schaft,	Die
sie	kalten!	der	die	ver-	See-	keit	Amt,

Gute Nacht.

Gute Nacht! Die beiden Worte sind so einfach, alltäglich, werden oft so gedankenlos gesprochen und sind doch so tief innig, so bedeutungsschwer. Eine Nacht ist ein geheimnißvoller heiliger Zwischenraum, welcher einen Tag von dem andern trennt, in welcher Jeder ein Leben, abgeschieden vom Andern beginnt — ein Leben, von dem er selbst nichts weiß, in dessen Tiefen noch Niemand gedrungen. Eine Nacht fließt gleich einem dunklen Strome zwischen den Gestaden des vollen, bewußten Lebens, der Schlaf ist der Nachen, welcher uns trägt von einem Ufer zum andern, wir wissen nicht, was uns auf der Fahrt begegnen kann und rufen uns den Wunsch einer glücklichen Reise zu mit den Worten: Gute Nacht!

„Gute Nacht," flüstert die Mutter und legt die Hand liebend und segnend auf die Stirn ihres Lieblings, dem der Schlaf die letzten Worte des Abendgebetes von den Lippen geküßt. „Gute Nacht," spricht die sorgsame Hausfrau zu den Ihrigen, auf den durchlebten und durchsorgten Tag zurückschauend und schon mit dem Gedanken zu den Anforderungen des morgenden Tages eilend.

„Gute Nacht," spricht der, welcher im verschwiegenen Busen tiefe Schmerzen birgt, zu seiner Umgebung. Er kennt des Wortes vollste Bedeutung, weiß, daß ihm keine gute Nacht beschieden, sieht um sein Lager, auf welchem er schlaflos liegt, finstere Gestalten stehen, die doch nur aus seiner Phantasie entstanden.

„Gute Nacht" ruft, wer von den Geschäften des Tages heimkehrt, den Gefährten seiner Arbeit zu; gute Nacht wünschen wir mit innigster Theilnahme den Kranken, gute Nacht seufzt der Sterbende, der einem schönern Morgen entgegenschlummert.

Gute Nacht umfaßt die seligsten Empfindungen und die tiefsten Schmerzen, Wunsch und Klage, Leid und Wonne, Hoffen und Bangen, Scheidegruß und Gebet ist enthalten in den beiden Worten: Gute Nacht!

Das Kleid ziert den Mann, wer es hat, der zieh' es an! Eine Wiener Kammerzofe schmollte mit ihrem Liebhaber, einem Berliner Tischlergesellen, und wollte ihm kurz und gut alle Bekanntschaft aufsagen, wenn er sich nicht einen andern Rock schaffen würde, indem er in diesem viel zu schofel aussähe, als daß sie länger mit ihm ausgehen könne.

„Du beleidigst mir, Jeliebte, wenn Du jlobst, det ick kenen andern Rock habe. — Hör' mal, det könnte mir fuchtig machen."

„Nu, wenn Du 'n andern Rock hast, warum ziehst ihn denn nid an?" fragte die Schöne verwundert.

„Wie kann ick doch?" entgegnete der Liebhaber, „er is man noch viel schlechter, als dieser da."

Baierscher Dialect. Der Schauspieler Heckscher war in dem Wirthshause einer kleiner kleinen Stadt Ober-Baierns abgestiegen, dessen Wirth nur seinen eigenen Jargon verstand. Heckscher fand es in dem Zimmer zu heiß. Der Wirth begriff das Wort „heiß" nicht. Endlich machte sich Heckscher durch Zeichen verständlich, und der Wirth rief lachend aus: „das haaßt jo haaß!"

Heckscher: „Haas ist ein Thier, das einen guten Braten giebt."

Wirth: „Sie meinen's holt a Hoos."

Heckscher: „Hos' ist ein Beinkleid."

Wirth: „Naa, bei uns z'Land Büchsen."

Heckscher: „Büchsen ist ein Feuergewehr."

Wirth: „Das nennen wir a Stutzer."

Heckscher: „Stutzer ist ein Narr."

Hier empfahl sich der Wirth.

Die neue Wittwe von Malabar.

Die indischen Frauen lassen sich bekanntlich mit ihren gestorbenen Männern verbrennen und so sehr auch die Engländer dagegen geeifert, sie haben dieser Unsitte noch nicht völlig steuern können. Aber auch die chinesischen Wittwen bringen sich gern, wenn sie kinderlos sind, aus der Welt und noch neuerdings erhielten wir die anschauliche Beschreibung eines solchen in Hongkong stattgefundenen Selbstmordes.

Die junge todeslustige Wittwe hatte sich ganz in Scharlach gehüllt, mit Gold geschmückt, und indem sie in eine Sänfte stieg, die sie an den Ort der Bestimmung bringen sollte, lud si edie Menge freundlich ein, ihr zu folgen, um ihrer Selbstentleibung beizuwohnen. Auf einem Felde, unfern von dem Hause der Wittwe, war ein Gerüst errichtet, über welchem ein kleiner Galgen seine Arme erwartungsvoll zum chinesischen Himmel streckte. Der Platz war mit einer großen Menge Neugieriger beiderlei Geschlechts übersäet. Die Wittwe stieg am Fuße des Gerüstes, mit Hülfe ihrer Verwandten aus der Sänfte. Sie dankte der Menge für den zahlreichen Besuch verbindlich, setzte sich mit einigen ihrer Freundinnen an einen Tisch, welchen man auf dem Gerüst gedeckt hatte, und nahm daselbst das letzte Mahl ein, welches ihr vortrefflich zu schmecken schien. Hierauf reichte man ihr ein Kind, das ihr bisher gefehlt und dessen Mangel sie in den Tod trieb; sie liebkoste u. schmückte es mit einem Halsband, dann nahm sie einen Korb voll Blumen und warf sie unter die Menge, die letzte freundliche Gabe einer Scheidenden. Sie sagte noch einmal die Gründe, warum sie den Tod suche, und drei Glockenschläge gaben endlich das Zeichen zum entscheidenden Augenblick.

Der Galgen bestand aus zwei Balken, auf die ein starkes Bambusrohr gelegt worden, in der Mitte desselben hing eine rothe Schnur. Die Wittwe trat auf einen, unter die Schnur gestellten Fußschemel, steckte ihren Kopf in die fertige Schleife, machte ein Zeichen des Abschieds für die Menge, und sich ein Tuch über das Gesichte werfend, schickte sie sich an, in eine andere Welt hinüberzuwandeln. Man rief ihr in diesem Augenblicke zu, daß die Schlinge schlecht gemacht sei, sie beeilte sich den Fehler zu verbessern und nachdem sie den Schemel zurückgestoßen, suchte sie von Neuem dem Leben zu entfliehen. Mit seltner Kaltblütigkeit erhob sie noch immer die Hände zum Gruß für die Menge, bis sie endlich langsam niedersanken und der Tod sich über das arme Geschöpf lächelnd niederbeugte.

Der Körper blieb noch eine halbe Stunde hängen, dann nahmen ihn die Aeltern der Todten hinweg. Um die rothe Schnur stritt man sich, als um eine Reliquie. Es war seit wenigen Wochen das dritte Schauspiel dieser Art, denn den Behörden ist es noch nicht möglich gewesen, diesem Wittwentode Einhalt zu thun.

Anatomie. Vor Kurzem gingen zwei Berliner Frauen aus der untern Classe zusammen bei der Anatomie vorüber, in welchem großen Gebäude damals auch die Singakademie ihr Local hatte. Es war daselbst eben Singprobe und wurde so laut gesungen, daß man es auf der Straße hören konnte. Da fragte die eine Frau die andere: „Was ist das für ein großes Haus?"

„Weeß Sie det nich, Frau Gevatterin? Det is die Anatomie."

„Was is det, die Anatomie?"

„Da schneiden sie den Leuten die Leiber auf."

„Was? Barmherziger Gott, hört mal, wat sie schreien. Wenn det unser juter König wüßte!"

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

Die einzige interessante Kabeldepesche, welche im Laufe der letzten Woche aus dem alten Europa herübergeblitzt wurde, bezieht sich auf den bevorstehenden Conflict zwischen Frankreich und dem wahrscheinlich verbündeten Preußen und Italien. Wenn die Nachricht, daß Italien an Frankreich das Ersuchen um Abberufung der französischen Truppen aus Rom gestellt hat, wahr ist, dann steht allerdings der Ausbruch eines europäischen Krieges vor der Thür, der diesmal sonderbarerweise den Fürsten durch die Völker gewissermaßen aufgezwungen ist.—La gloire de la France — das ist und bleibt die Essenz aller französischen Anschauungen über die Beziehungen Frankreichs zum Auslande; das ist das Stichwort aller Betrachtungen, welche dieselben zum Gegenstand haben, aller französischen Zeitungsartikel, welche auswärtige Fragen erörtern. Der Franzose ist eifersüchtig auf Preußen und seine Gedanken und Wege finden wir correct und wahr in dem in New York erscheinenden, Courier des Etats Unis niedergelegt. Genanntes Blatt schreibt:

„Was alle Franzosen ohne Ausnahme aus dem Grunde ihres Herzens und bereitet für die Erfüllung dieses Wunsches ihr Leben zu opfern, ersehnen, das ist die Wiederherstellung der natürlichen Grenzen ihres Vaterlandes; das ist die Wiedergewinnung jenes Gebiets, das ihnen im Jahre 1815 von dem verbündeten Europa geraubt wurde; das ist die Erlangung dessen, was ihnen im Jahre 1866 durch das schnelle Vorgehen, oder richtiger gesagt, die Hinterlist Preußens vorenthalten wurde; das ist mit einem Wort: Genugthuung für Waterloo, Entschädigung für Sadowa. Die Restauration fiel, weil Frankreich die Rheingrenzen verlangte, und die Regierung außer Stande war, ihm dieselben zu verschaffen. Louis Philipp fiel, weil er das Ansehen Frankreichs dem Auslande gegenüber nicht zu behaupten verstand und die Rheingrenzen-Frage völlig hatte fallen lassen. Die Republik endlich fiel, weil sie, anstatt nach dem, ihr zukommenden östlichen Besitz zu greifen, nichts that, ihre Macht nach Außen hin zu vergrößern. Wenn im Augenblick der Boden unter dem Kaiserreich zittert, so ist dies nur der Fall, weil die Nation leidenschaftlich nach dem Rhein verlangt, und weil sie—vorausgesetzt, daß Marschall Niel's Wort, „Frankreich sei das einzige Land, das für den Frieden gleich gerüstet sei wie für den Krieg," wahr ist—denselben auf friedlichem, oder wenn dies unmöglich ist, auf gewaltsamem Wege zu erlangen entschlossen ist. Die kaiserliche Regierung hat sich in ihrer auswärtigen Politik meistens einer gewissen Controle von Seiten der Nation bequemt, und sie weiß sehr gut, daß die Nation ihr den Rücken, gleich den Bourbon's und Orleans kehren wird, sobald sie sich nach dieser Seite hin in einen offenbaren Widerspruch zu ihren Wünschen setzt. Aus diesem Grunde ist Europa keineswegs so ruhig, als viele sich gern einreden möchten; es kennt die Wünsche Frankreich's, und kennt die Pression, welche durch dieselben auf den Selbstherrscher in den Tuilerien ausgeübt wird. Frankreich ist bisher das Opfer einer großen Ungerechtigkeit gewesen. Diese Ungerechtigkeit ist bis zur Stunde nicht ausgeglichen, und die französische Nation ist keineswegs gesonnen, auf diese Ausgleichung zu verzichten. Sie wird sich, wenn ihr der Tag gekommen zu sein scheint, erheben, und einmal erhoben, wird sie selbst einem Riesen gegenüber nicht zurückweichen, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern rollt. Das weiß Europa eben so gut und eben so bestimmt wie Frankreich selbst. Ungewiß dabei sind nur der Eintritt des günstigen Moments, in dem es gilt das Spiel zu beginnen, sowie die Richtung, nach welcher hin die entfesselten Hunde des Krieges zu hetzen sein werden.

„Aus diesem Grunde wird sich Europa so lange über einem Vulkan befinden, als Frankreich nicht in Besitz der Rheingrenzen gelangt. Es ist nur das ihm Zustehende und Gebührende, was es verlangt, und seine gerechten Ansprüche sind keineswegs mit Vorurtheilen und Prätensionen zu verwechseln, die mit den Interessen des übrigen Europa unvereinbar wären. Auch würde Frankreich bereitwillig in gewisse durch Rücksichten für seine Nachbarn gebotene, Modificationen willigen. Es würde sich durch ein jedes Arrangement befriedigt fühlen, das auf „friedlichem" Wege den Rhein zur Grenze zwischen seinen Völkern und denen Deutschlands machen würde. Ist dies zu viel verlangt? Gewiß nicht. Auch ist unter den bei dieser Frage nicht direkt interessirten Mächten Europas keine, welche diesen Vorwurf gegen Frankreich erheben könnte, keine, die nicht die Erfüllung seiner Wünsche selbst wünschenswerth fände."

So groß wie die Sehnsucht der Franzosen nach der Rheingrenze, ist das Verlangen Italiens nach Rom und Deutschland nach Einheit. Ein Sieg Preußens würde demnoch die Einigung Deutschlands und Italiens; ein Sieg Frankreichs die Zerstückelung der beiden Mächte nach sich ziehen. Von Wichtigkeit ist es, welche Stellung Oesterreich in dem bevorstehenden Konflict einnehmen wird. Es wird vielfach versichert, daß Oesterreich eine freundschaftliche Verbindung mit Deutschland anstrebe. Wir glauben, daß diese Angabe richtig ist. Oesterreich braucht Ruhe und darf sich in keinen Kampf einlassen, der seine Existenz auf's Spiel steht.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Die Einzelnheiten des schrecklichen Raubmords, welcher in vorletzter Woche in Jefferson-County an der Willrich'schen Familie begangen wurde, haben wir bereits in unserer letzten Nummer ausführlich geschildert. Nachträglich haben wir nur noch zu bemerken, daß der der That verdächtige farbige Wunderdoctor, noch nicht eingefangen ist und daß die Saumseligkeit des Gouverneurs auch wahrscheinlich das Entkommen des Mörders ermöglichen wird. In jedem andern Staate wäre bereits eine hohe Belohnung auf die Einbringung des teuflischen Schurken ausgesetzt worden; in Kentucky scheinen sich aber die zuständigen Behörden mit dem Gedanken zu trösten, daß die Ermordeten ja nur „Dutschmen" gewesen sei. Wären die Opfer Irländer, oder geborene Kentuckier gewesen, dann hätte sich allerdings die Staatsregierung veranlaßt gesehen, eine hohe Belohnung auf das Ergreifen des ruchlosen Mörders auszusetzen und dadurch den Eifer guter Geheimpolizisten anzuspornen. Sollte übrigens der Thäter der entsetzlichen That egriffen werden, so rettet ihn keine Gottheit vor den empörten Nachbaren des Ermordeten. Tag und Nacht durchstreifen diese die Gegend und suchen den Aufenthaltsort des Menschenschlächters zu entdecken, waren aber bis jetzt leider in ihren Bemühungen erfolglos.

Die Staatsfair, welche während der vergangenen Woche auf den Fairground's stattfand, war nicht von gutem Wetter begünstigt. Viel ging unsern Mitbürgern dadurch nicht verloren; es war auf dem Ausstellungsplatz gewöhnlich herzlich langweilig und es darf Niemand beklagen, nicht dort gewesen zu sein.

Die Zahl der Verbrechen im Innern des Staates nimmt von Tage zu Tage zu. In Bowling-Green wurde ein früherer Unionssoldat von einer vermummten Bande am letzten Samstag aus dem Bett gerissen, die Frau des Bedrohten warf sich mit herzzerreißendem Jammergeschrei den verdächtigen Gesellen zu Füßen und flehte um das Leben ihres Mannes—da ertönte ein Revolverschuß und das Blut und Gehirn des ermordeten Mannes spritzte der unglücklichen Frau in's Gesicht. Das ist nur ein Beispiel von den zahllosen Mordthaten, die in unserm Staate verübt werden; ihre Zahl wächst täglich und wenn die Behörden nicht binnen Kurzem energische Schritte thun, so wird hier innerhalb kurzer Zeit kein Mensch mehr seines Lebens sicher sein.

Angst eines Kindes. Ein Oberförster, der zur Handhabung löblicher Waldpolizei seinen Forst zuweilen mit der Hetzpeitsche beritt, fand einst ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren, das er schon mehrmals gewarnt hatte, mit verbotenem Laubholen beschäftigt. Schnell nahm er das Zuchtinstrument zur Hand und jagte mit einem tüchtigen Waldfluche auf die junge Frevlerin los. Zitternd vor Angst stürzte sich diese bei seinem Anblick auf die Knie, und betete mit heulender Stimme — ihr gewöhnliches Tischgebet:

„Komm, Herr Jesu! sei unser Gast,
Segne was du bescheret hast! Amen."

Unmöglich konnte sich der erzürnte Forstmann bei dieser höchst komischen Scene des Lachens enthalten, er ließ die Hand mit der Bescherung, die der Herr Jesus segnen sollte, wieder sinken, und jagte die reuige Sünderin mit einer wiederholten Wahrschauung für die Zukunft davon.

Aderlässe gebrauchen: Die Müssiggeher, damit das Blut nicht in verpestende „Faulheit" übergehe.

Die Flugschriften, damit das ungesunde Blut gereinigt werde.

Die Klöster, damit die geistliche Armuth nicht am Ueberflusse sterbe.

Die Alt-Tories, damit die überedlen Wallungen nicht Herzklopfen verursachen.

Viele Petenten, damit es nicht zu „Nasenbluten" komme.

Die Katzenmusikanten, daß die Katzennägel nicht blutige Schwielen kratzen.

Viele neue Zeitungen, damit sie nicht so schnell andringen und im Gedränge sich die Köpfe blutig stoßen, und am Blutverluste sterben.

Die Provinzial- und Nationalabsonderer brauchen außerdem am ganzen Leibe Schröpfköpfe, um endlich einen Verband zusammenzubringen, gegen türkische Säbel, russische Kosaken und das französische Welterbarmungssystem.

Ausnahme. „Wollen Sie bei mir essen?" fragte ein Irländer seinen Freund.

„Mit Vergnügen!"

„Es ist nur ein freundschaftliches Mahl."

„Was haben Sie denn?"

„Gesalzenes Rindfleisch und Kartoffeln."

„Ei curios, mit Ausnahme des Rindfleisches, habe ich heute zu Hause ganz Dasselbe.

Er ist abgefahren. Ein reisender Engländer kam in das Hotel einer deutschen Stadt, wie es schien, sehr krank an. Man holte den berühmtesten Arzt. Dieser examinirte den Kranken und verschrieb ihm eine Arznei. Als er wegfuhr, sagte er zu dem Thürsteher des Hauses: „Der fährt bald ab, keine Hülfe."

Am nächsten Tage kam der Doctor wieder angefahren; er stieg gar nicht aus dem Wagen, sondern fragte den Thürsteher: „Nun, wie steht es? Ist er schon abgefahren?"

„Ja wohl," versetzte der Thürsteher.

„Nun, ich habe es ja gleich gesagt."

Triumphirend über seine treffende Prognosis fuhr er Aesculap von dannen und verfehlte nicht, seinen Patienten diesen schlagenden Beweis seiner ärztlichen Prophetenkunst zu erzählen. Tags darauf fuhr er nochmals vor, gab seine nach englischem Maßstab ausgestellte Rechnung an den Thürsteher ab und wollte sich eben nach dem Begräbniß erkündigen, um dem pünktlichen Erfüllen seiner Weissagung die letzte Ehre durch seine Begleitung zu erzeigen, als der Portier ihm die Rechnung mit den Worten zurückreichte: „Herr Doctor, der Engländer ist längst abgereiset."

„Wie so?" fragte der erstaunte Arzt.

„Ja, sehen Sie, Herr Doctor, der Herr war über Nacht wieder gesund geworden und fuhr mit Tages-Anbruch wieder ab, wie ich Ihnen ja schon gestern sagte. Wohin, weiß Gott!"

Man sagt, der prophetische Doctor sei noch oft über diesen Engländer befragt worden, habe jedoch die Frage stets überhört.

Schrecklicher Tod. In Schottland war jüngst ein Arbeiter am Strande des Meeres mit der Reparation eines Schiffes beschäftigt, welches auf die Seite gelegt war, um den Kiel auszubessern und gerieth in Folge Ausgleitens unter das Schiff; dabei wurde er so eingeklemmt, daß er noch lebte, aber unter der Last sich nicht mehr rühren konnte. Die Fluth war in raschem Steigen begriffen und mußte ihn innerhalb einer Stunde überschwemmen. Alle Arbeiter des Docks arbeiteten an seiner Befreiung; umsonst! Die Fluth stieg immer höher. Ein Geistlicher stieg ins Wasser und betete mit dem Unglücklichen, welcher bat, daß ihm der Kopf mit einem Tuche bedeckt werde, damit er die Wellen nicht sehen müsse. Den unter dem Gebete des Geistlichen lautlos den Tod Erwartenden hat dann das Meer nach und nach zugedeckt, während eine große Volksmenge am Strande schluchzend und ohne helfen zu können, dem erschütternden Schauspiel zusah.

Diebes-Ausreden. Ein Hauseigenthümer in Magdeburg sieht einen Mann mit einem Korbe voll Betten auf der Treppe seines Hauses. Der Mann ist rückwärts die Treppe heruntergegangen, und der Hausherr, welcher daher vermeint, der Mann wolle mit seinem Bette die Treppe hinauf, ruft ihm zu: „Wohin, Mann?"

„Hier hinauf."

„Wem gehören denn die Betten?"

„Nun, wem anders, als dem Herrm Lieutenant."

„Hier wohnt kein Lieutenant."

„Aber es zieht einer doch hier ein."

„Zieht auch keiner hier ein."

„Nun, das Haus ist mir doch so genau beschrieben."

„Ei was!"

Nun dreht sich der Mann um, kommt mit seinen Betten vorwärts die Treppe herab und entfernt sich schimpfend und fluchend, daß er so von Pontius zu Pilatus geschickt wurde. Aber am Abend findet es sich. Als der weise Hausherr sich zu Bette legen und der Ruhe pflegen will, findet er nur noch Stroh in der Sponde.

Ein Dieb der gehängt werden sollte, wurde von vielen mitleidigen Seelen besucht, die ihm bei dieser Gelegenheit Mancherlei schenkten. Er hatte sich ein kleines Buch geheftet und bat jeden Geber, seinen Namen da einzutragen.

„Wozu dies?" fragte ihn ein Besucher.

„Aus Dankbarkeit," lautete die Antwort. „An meinem Sterbetage nehme ich dies Büchlein mit — zum ewigen Andenken."

Tägliche Briefliste vom 13. September.

Ameis Anna M	Kirchherr Henry
Aebly J	Kaelin Katherine
Boß u Lauer	Kerkel C
Bender Louis	Köhler Herman
Boetcher u Celleg	Kartman A
Buckel Louis	Kamppmueller C
Baudendistel Me nr	Knobel Jakob
Bauer John	Loeser R
Broun Anton	Link John
Deirker Jno	Kintse Wm
Disch Mathias	Mayer Gotthelf
Dittm r C H	Neuenschwander Rick
Dickmann Carl	Nord Jacob
Eberds J	Ottmann Fred
Esswein Joseph	Reeger Herm Diedr
Fleischman Geo	Schaefer Jos
Gilger F	Schandel Geo
Grüner Michel	Strauß Louis
Goeser Jos	Steen Gust
Holtvogt Bernard	Trefflich Ch
Kirchfeld P	Vonder Elz
Held Margaret	Webber Dr A
Just Herman	Wulkop Mrs Auguste
Klenk Jacob	Weiß F
Kline J M	Warner Casper
Klein B	Willbert Anton
Kreig Wm H	Zoller Conrad
Kratzer Chas	

Jno. J. Speed, Postmeister.

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, schräg in's Winkelche.

Semptember 12. 1868.

Jeliebte Rehdachsion!

Dat Picnic von die Turner am letzte Mondag war ooch nich bitter. Et is man bloß een Jlück, dat alle Anwesende nüchtern, wie Schelloysters, waren, sonst wär am Ende noch wat passirt, nämlich wat sehr Scheenes, denn scheen jenug war et schon so wie so.

Wat aber nich Allens vorkommen kann! Et jeht wirklich übers Bohnenlied! Da hat mein oller Freund, der Herbergsvater eenen kleenen Herbergsvater jekriegt, der nich von schlechte Eltern is. Wie er mir ollen erfahrenen Mann schändlicherweise weis machen wollte, hat ihm een weißer Storch das Herbergsvaterche durchen Schornstein jebracht; ick aber weeß die Jeschichte besser, mir soll er nich wieder so Jeschichten vorschwindeln, der olle Sünder, der sich selbst zu eenen Froschschnapper degradirt. Wenn der junge Herbergsvater nich besser wird, wie der olle, dann wird wohl nich ville aus ihm werden.

Wie ick aus Ihre tägliche Zeitung jesehen habe, hat der „Frohsinn" eenen neuen Herbergsvater creirt. Ick erkläre hiermit, dat das eene journalistische Freibeuterei is und een Einjriff in meine Rechte als Mensch und Bürger und untheilbares Indivídibum. Wenn sowat noch eenmal vorkommt, dann spreche ick mal een ernstes Wort mit den Frohsinn, dat ihm der frohe Sinn verjehen soll. Dat is ja schändlich!

Ick weeß jarnicht, wie et kommt, dat die Leute immer über schlechte Zeiten klagen. Da is z. B. der Kooper, der hat jetzt so ville Hüte und Kappen, daß er keenen Platz mehr dafür in die obere Marktstraße hat und in die die unnere Marktstraße neben dem Pälzer mit den Schnauzbart — mit den ersten Anfangsbuchstaben heeßt er Justav Corn — een Nebenjeschäft hat anfangen müssen. Ick weeß bloß zwei Jründe, weßhalb die Menschen nich jenug Mützen und Angströhren koofen. Die meisten haben nämlich gar keenen Kopp und die welche eenen haben, wetteten uf die nächste Präsidentenwahl und bekommen dann eenen neuen Bibi von die Leute, die eben keenen Kopp haben. Uf die Art jleicht sich die Jeschichte wieder aus.

Wissen Sie ooch schon, dat in Louisvill eene Rebellion ausjebrochen is? Der Jraf Eberhard, der Jreiner hat nämlich gegen die „Eenzige" rebellirt und hat sich nach eene verlorne Schlacht, da er nich „reconstruirt" werden wollte, nach Chicago zurückjezogen, wo er als friedlicher Bürger und Zeitungsfixer sein Jeschäft weiter fortsetzen wird. Jott segne seine Studia, aus ihm wird wat Hallelujah!

Wenn Sie übrigens sich unnerstehen, meinen Brief heute für ledern zu halten, so bedenken Sie, dat een infames Wetter die janze Woche war und dat, wenn een Mensch an Rheimatismus leidet, der Deibel eenen juten Witz machen soll, womit ick mir für heute empfehle und Sie mir jewogen bleiben können, wenn Sie nämlich wollen. Ihr jnädiger

Stachelmeier,
mit die rheimatische Schmerzen.

Branntwein. Ein Hausirer mit seinem Karren holte einen andern seines Gewerbes auf der Landstraße ein.

„Was führst Du auf Deinem Karren?" fragte der Letztere.

„Rum und Branntwein!" lautete die Antwort.

„So fahre nur zu!" rief Jener, „Du bist mit Recht mein Vormann; ich führe Grabsteine."

Amtsgeheimniß. Der Bürgermeister einer kleinen Stadt hatte auf dem Rathhause seine Kleider ganz mit Tinte befleckt. Er schickte also den Gerichtsdiener zu seiner Frau, um einen neuen Anzug zu holen.

Der Gerichtsdiener richtete seinen Auftrag aus.

Als ihn nun die Frau Bürgermeisterin fragte, was sich denn zugetragen habe, antwortete er: „Gestrenge Frau, das darf ich nicht sagen."

„Warum denn nicht?"

„Weil es uns strenge verboten ist, etwas von dem zu erzählen, was in der Gerichtsstube vorgeht."

Der Ochs am Berge. Ein Gelehrter kam auf einer Reise in eine schöne Gebirgsgegend. Er hatte einen alten Bedienten bei sich, ein Erbstück von seinem Vater. — Da ihm die Gegend gefiel, so stieg er aus dem Wagen, um den höchsten Berg zu erklimmen und die ganze Umgegend zu überschauen. Sein Bedienter folgte ihm. — Beide kamen an den Fuß des Berges, der aber sehr steil und mit Gestripp bewachsen war. Der Gelehrte blieb eine Weile stehen, um eine gangbare Stelle zu erspähen. — Der alte Bediente, dem das Gehen und nun sogar das Klettern gar nicht zusagte, sprach zu seinem Herrn mürrisch: „Wären wir doch weiter gefahren. Nun stehen die Ochse am Berge." — Der Gelehrte lächelte und erwiederte: „Nur Einer!", indem er den Berg zu besteigen begann.

Die Wette.

Im Salon der Gräfin...... war große Gesellschaft; man sprach von Politik, von Krieg und Frieden.

Die Gräfin ist eine schöne Dame, u. ihr Gemahl versteht es, einen würdigen Rahmen für das reizende Bild zu schaffen. Alle Wunder des Luxus umgeben diese Frau. Ihr Gesellschaftssaal ist ein wahres Museum werthvoller und niedlicher Kleinigkeiten. Bis zur Verschwendung gruppiren sich hier Emailgegenstände, Porzellansächelchen, Figürchen, Broncearbeiten und was es nur Hübsches, Kostbares und Zierliches gab......

Der Herr des Hauses trug eben eine Wette an; bis halben April, meinte er, müßte es zu einer Kriegserklärung gekommen sein.

Ich bin ganz derselben Meinung, sagte die Gräfin.

Und ich, entgegnete einer der Gäste, der, nebenbei gesagt, als ein Liebhaber von Kunstgegenständen bekannt war,—ich wette auf das Gegentheil.

Was gilt die Wette? fragte die Gräfin.

Was Sie wollen.

Gut, rief der Hausherr, auf freie Wahl! Wenn Sie gewinnen, wählen Sie sich in diesem Salon aus, was Ihnen gefällt; wenn Sie verlieren, werde ich bei Ihnen dasselbe thun.

Einverstanden! antwortete der Gast.

Und nachdem die Wette geschlossen war, ging er scherzend im Gemache herum und musterte die Menge niedlicher Schätze. Seine Aufmerksamkeit wurde bald durch ein wunderbares Miniaturbildchen gefesselt; aber gleich darauf schien ihn eine Bronce Statue zu interessiren, dann ein Drittes, dann ein Viertes.

O, wählen Sie nur vorläufig Ihren Gewinn, sagte der Hausherr heiter; wenn ich den Sieg davontrage, hoffen Sie keine Schonung.

Mitte April war gekommen und der Continent träumte noch den wüsten Traum des bewaffneten Friedens.

Der Gast hatte die Wette gewonnen.

Die Gräfin schrieb:

Kommen Sie, wählen Sie!

Inzwischen aber durchlief sie mit ängstlichen Blicken ihre reizende Sammlung. Zärtlich, wie wenn sie Abschied nehmen wollte, betrachtete sie jedes Stück. Und jedes schien ihr unendlich werthvoll und ganz unentbehrlich.

Ach, wenn er mir dieses schöne Pastellbild von Decker nehmen würde, oder diese prachtvollen Trauben aus Amethyst, oder die arme Frau fand hundert Gegenstände, deren Verlust sie ewig betrauern würde.

Der Sieger kam. Die junge Dame verbarg ihre Bewegung hinter einem frischen Blumenstrauß, den sie aus einem Krystallglase genommen hatte und vor's Gesicht hielt.

Sie zog ein Veilchen daraus hervor, sog den Duft desselben ein, und brach, damit an den Lippen spielend, den Stengel entzwei. Die Blüthe fiel zu Boden.

Sie sind Herr in diesem Gemache, sagte die Gräfin, wir haben auf freie Wahl gewettet, wählen Sie also, was Sie wollen, und wieviel Sie wollen......

Sie erlauben es?

Muß ich doch! Mein Gemahl sagt, daß er mir, wenn Sie verloren hätten, Ihre kostbaren ausländischen Vögel gebracht hätte.

Gut, ich habe gewählt!

Die Dame zittert für ihre theuersten, liebsten Dinge. Aber der Sieger bückt sich und greift nach dem kleinen Veilchen, das zu ihren Füßen liegt, dessen Blätter ihre Lippen berührt hatten, dessen Duft sie eingeathmet hatte!......

Die Eigenschaften, welche von gewisser einflußreicher Seite als „zur praktischen Schulleitung nothwendig" erachtet werden, dürften sich nach den letzten Erfahrungen etwa als folgende bezeichnen lassen:

1. Ein flachgebauter, beim Anschlagen hohl klingender Kopf, welcher durch ein vor der Vorderfront befestigtes regulativmäßiges Brett vor Anfechtungen geschützt ist.

2. Ein trüber, öder und blöder Blick, noch getrübter durch eine dunkelgefärbte Brille, welche zugleich die Eigenschaft besitzt, alle Gegenstände verkehrt zu zeigen.

3. Eine geduckte Haltung u. ein schlotternder, schiefer Gang, der nur beim Kommen aus dem Wirthshaus heraus grade wird.

4. Starke Haut, krummer Rücken, kleiner Magen, große Stiefel, ledernes Wesen und breitkrämpiger Hut.

Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, der wird wohlthun, sich über seine Anstellungsfähigkeit keine Illusionen zu machen.

Billiger Ersatz. Zwei bettelnde polnische Juden, die gewöhnlich am Abend ihre Tageseinnahme in Branntwein vertranken, hatten längere Zeit viel Unglück, so, daß sie nicht so viel erbettelten, als sie um das Leben fristen zu können, auf Brod nöthig hatten. Als sie nun eines Abends so recht traurig nebeneinander saßen, ohne ihrer Lieblingssünde fröhnen zu können, forderte einer den andern auf: „Du, nun wollen wir wenigstens von Branntwein sprechen."

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist ein Kind der Erde,
Ist Staub—im Grunde weiter nichts,
Doch müht der Mensch sich, daß es werde,
Im Schweiße seines Angesichts.
Und wahrlich—reich' nnd armen Leuten
Ist es gleich unentbehrlich noth,
Denn aus dem Staube just bereiten
Wir Menschen unser täglich Brod.

Ein Kind des Himmels ist die Zweite.
Ein Engel aus der Wolken Höh'n,
Der, wenn die Ruhe im Geleite
Des Abends nahet, ungesehn
Herniedersinkt, der Blumen Lippen
Mit kühlem Labetrunk erquickt,
Und grüne Wiesen, öde Klippen
Mit gleicher Demantkrone schmückt.

Unähnlich diesem ist das Ganze,
Nicht Schmuck, nicht Balsam, sondern — Gift;
Und wehe der verlor'nen Pflanze,
Die es verzehrend, tödtend trifft.
Soll sie, die eure Hände pflegen,
Vom Ganzen unbefleckt, gedeihn,
Gönnt ihr zu rechter Zeit den Regen,
Zu rechter Zeit den Sonnenschein.

Der durch die Lotterie gewonnene Mann. Ein junger Mann in Lyon hatte die sonderbare Idee, sich durch die Lotterie ausspielen zu lassen; natürlich konnten nur Frauenzimmer spielen, junge Wittwen und junge Mädchen; die ihn gewann, bekam ihn zum Gatten. Die Ziehung fand statt vor Notar und Geschwornen. Mlle. Euphrasie B**, Rentiere in Lyon, gewann den jungen Mann. Die Gewinnerin kannte ihr Glück noch nicht; da stürzt eines Morgens eine Dame zu ihr herein, blaß, verstört, und sagt mit flehender Stimme: „Retten Sie mein Leben, Mademoiselle."

„Wie so?"

„Indem Sie mir Ihr Loos überlassen!"

„Welches Loos?"

„Von der Lotterie...... Sie wissen, den jungen Mann betreffend."

„Ah! ich dachte nicht mehr daran."

„Hören Sie denn, Mademoiselle, ich liebe ihn, ich bete ihn an. Ich hatte dreißig Loose genommen; es war Alles, was mein Vermögen mir zu thun erlaubte. Meine Loose haben verloren, das Ihrige hat gewonnen. Ueberlassen Sie es mir, oder ich muß sterben?"

Mlle. Euphrasie antwortete: „Madame, es steht auf dem Loose, daß wenn mir der junge Mann nicht gefällt, oder ich ihm nicht gefalle, wir die 200,000 Francs theilen, und wir uns nicht heirathen. Sie haben daher noch immer Hoffnung, ihn zu bekommen. Mein Loos gebe ich aber nicht her."

Nach einer Stunde stellt sich der Gewonnene Euphrasie vor; sie fand ihn charmant, und er fand sie liebenswürdig. Nach vierzehn Tagen hielten sie Hochzeit. Die Dame, welche Euphrasien's Loos hatte kaufen wollen, war eine Wittwe aus Carcassonne. Sie liebte den jungen Mann leidenschaftlich. Das durch die Lotterie vereinigte Paar aber lebt vergnügt in Narbonne, mit 10,000 Francs jährlicher Renten.

Die Kröpfe. In der Schweiz und besonders am Fuß der Alpen, gibt es Gegenden, wo die Einwohner alle sehr große Kröpfe haben. Einmal reisete ein Franzose durch dieses Land nach Italien und hörte in einem schweizerischen Dorfe an einem Sonntage die Messe mit an. Als er in die Kirche kam, fingen die meisten Leute an zu lachen. Der Geistliche, welcher nicht wußte, warum seine Zuhörer unruhig wurden und ihn störten, fragte einen Nebenstehenden um die Ursache. „Ei, mein Herr," sagte dieser, „betrachten Sie einmal den Hals dieses Fremden und dann enthalten Sie sich des Lachens, wenn Sie können." Als der Geistliche den Franzosen erblickte, konnte er sich selbst kaum des Lachens enthalten. Indessen bemühte er sich doch ernst zu sein und ermahnte seine Zuhörer. „Lachet nicht," sagte er, „über diejenigen, denen Gott nicht alle Gliedmaßen gegeben hat. Soll man nicht die Mängel seines Nächsten übersehen, ja sie sogar verbergen, so viel als möglich? Glaubt Ihr denn nicht, daß dieser Fremde, ob er nun gleich keinen Kropf hat, auch in's Paradies wird eingehen können? Und lehrt uns nicht die heilige Schrift, daß es besser ist, bucklicht oder lahm zu sein, oder keinen Kropf zu haben, als mit einem guten Wuchse und dem schönsten Kropfe in die Hölle gestoßen zu werden?"

Bedienten-Geist. Herr von X. mußte eines dringenden Geschäftes wegen auf die Börse. „Johann!" sprach er im Fortgehen zu seinem Bedienten, „bleibe, während ich aus bin, zu Hause, und wenn Jemand unterdessen zu mir kommen sollte, so bitte ihn, ein wenig zu warten; ich bin in längstens einer halben Stunde wieder zurück."

Herr von X. mochte einige hundert Schritte weit gegangen sein, als Johann ihn ganz athemlos einholt.

„Was willst Du denn?" fragte ihn der Herr.

„Ich habe mich nur unterthänigst anfragen wollen," erwiderte Johann, „was ich denn sagen soll, wenn Niemand zu Ihnen kommen sollte?"

Der Aderlaß Ludwigs XIV. Im Jahre 176* war Daquin Leibarzt des Königs. Er erwarb sich immer mehr die Gunst seines Herrn und immer mehr Vermögen, als eines Tages du Tarté, ein obscurer Chirurg, von Paris nach Versailles kam, und sich im Vorzimmer des Appartements einfand, welches Daquin im Schlosse bewohnte. Es gelang dem Chirurg schwer, in das Gemach Daquin's eingeführt zu werden.

„Nun denn! Herr du Tartè," sagte Daquin mit einem protectorischen Tone, was wollt Ihr?"

„Ich komme, Euch zu bitten, daß ich dem König zur Ader lassen darf."

„Dem König zur Ader lassen?" rief Daquin, zurückschaudernd, „was soll das heißen?"

„So hören Sie, Doctor," sagte du Tartè," ohne aus der Fassung zu kommen. „Sie wissen, daß ich der Geschickteste im Aderlassen in der ganzen Stadt Paris bin. Ich habe eine eben so sichere als leichte Hand. Aber seit einiger Zeit bin ich unglücklich in meiner Praxis. Ich habe das Unglück gehabt, einen Tuchhändler zu trepaniren, der mir unter dem Stahle starb, und da die Erbschaft unbedeutend war, machte die teuflischen Lärm. Da ist auch auch eine alte Frau, die einen jungen Steuerbeamten, welcher sich das Bein gebrochen, geheirathet hat. Er ging lahm aus meinen Händen hervor. Die Alte wüthet gegen mich. Ich verliere alle meine Kunden, und..."

„Geht zum Teufel," rief Daquin wüthend, „und wisset, daß es nur Herrn Marèchal, erstem Wundarzt des Königs, gestattet ist, auf meine Verordnung die geheiligte Person Seiner Majestät mit der Lanzette zu berühren."

„Erlauben Sie, Docter, „sagte Du Tartè mit sanfter Stimme, „Sie fühlen es wohl nicht, daß nur Sie allein es vermögen, mir wieder zu meinem Rufe zu verhelfen. Ich habe da zwanzigiausend Livres bei mir, mit welchen ich meine Dankbarkeit für einen solchen Dienst bezeugen möchte."

„Seine Majestät," sagte Daquin, augenblicklich besänftigt durch den Anbot der zwanzigtausend Livres, „befinden sich gut, und wir sind nicht im Frühling."

„Es hat keine Eile," sagte du Tartè und entfernte sich. „Bleibt in Versailles," bemerkte ihm Daquin. Einen Moment darauf erschien Daquin beim kleinen Lever.

„Guten Morgen, Daquin, wir befinden uns wohl; aber mit Monsieur de Reims ist's nicht so, besuchen Sie ihn doch."

Ich habe ihn gesehen, Sire; eine Apoplerie." Dies sagend, näherte er dem König mit verlängertem Daumen und Zeigefinger. „Etwas bewegt," bemerkte er. Von da begab sich Daquin zu Madame de Montespan.

„Frau Morquise," sagte er zu dieser, „ich komme so eben vom König."

„Mein Gott, Daquin, Sie erschrecken mich. Ist Ihre Majestät etwa unwohl."

„Keineswegs, Madame. Der König befindet sich sehr wohl."

„Sehr wohl! Ah!"

„Der Vorfall mit Monseigneur de Reims macht mir bange. Sie wissen, daß dieser Prälat von einem Blutschlage gerührt wurde. Der König hat einen vollen und bewegten Puls."

„Großer Gott! was muß man thun, Daquin?"

„Frau Marquise, ein vorsichtiger Aderlaß hätte Monseigneur de Reims bewahrt vor seinem Unglücke."

Daquin, man muß den König zur Ader lassen."

„Ja, das ist meine Meinung, aber ich wagte es nicht, ihm es vorzuschlagen...... Ein starker, von Kraft strotzender Mann."

„Noch mehr Grund, Daquin."

Die Flügelthüre des Zimmers der Madame Montespan öffnete sich, und herein trat Ludwig XIV.

Der Leibarzt begann den König über seinen Zustand zu beunruhigen.

„Nun denn, man rufe Marèchal!" sagte Ludwig. Dies wollte aber Daquin nicht.

„Sire," sagte er, „Marèchal ist bei Monseigneur de Reims. Er ist ohne Widerrede der erste Wundarzt der Welt. Aber er hat eine schwere, plumpe Hand. Und da Eure Majestät nur eines sehr schwachen Aderlasses bedürfen, so halte ich Herrn Marèchal nicht geeignet für diese Gelegenheit. Der Zufall hat diesen Morgen einen Wundarzt aus der Stadt zu mir geführt, welcher mit einer Kunst zur Ader läßt. Befehlen Sie, Sire, daß man ihn rufe."

„Lassen Sie ihn kommen," sagte der König. Du Tartè war nicht weit. Er kam nach einigen Minuten, und ließ dem König bei Madame de Montespan zur Ader. Daquin hielt die Schüssel.

„Sie haben Recht, Daquin," sagte Ludwig XIV., „dieser Herr läßt mit mehr Leichtigkeit zur Ader, als Marèchal."

Den andern Morgen las man auf einem schönen Schilde in der Straße des Bourdonnais: „Maître du Tartè, Wundarzt des Königs."

Zwei Augen sehen mehr als eins. Ein Friedensrichter in England, der nur ein Auge hatte, entschied einen Streit; die sich für benachtheiligt haltende Partei sagte zu ihm: „Ich bitte, Sir, fragen Sie doch erst einen Andern um Rath, zwei Augen sehen mehr als Eines."

Der Seehund.

Der zum Robbengeschlechte gehörende Seehund ist unter den Bewohnern des Meeres das einzige Geschöpf, das sich förmlich zähmen läßt, sich an den Menschen gewöhnt und ihm seine Treue wie unser Hund bewahrt.

Seit mehreren Jahren befindet sich im zoologischen Garten in Amsterdam ein Paar solcher Seehunde, die in einem Wasserbecken leben, das mit Seewasser versorgt wird und worin das Weibchen schon zweimal Junge zur Welt gebracht hat. Diese Seehunde erfreuen sich vor allen Bewohnern dieses zoologischen Gartens, welcher dem Pariser noch vorzuziehen ist, der größten Beliebtheit von Seiten aller Besucher desselben.

Diese Seehunde im Amsterdamer Garten unterscheiden nicht bloß die Stimmen der Wärter, denen ihre Pflege anvertraut ist, sondern sie erkennen sogar das Geräusch der Schritte des Direktors des Gartens von weitem. Sobald sie ihn kommen hören, stoßen sie einen leisen Ton aus und stürzen sich ihm dann entgegen, um ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeigen.

Ueberdies haben sie auch Freunde, welche der Anstalt fremd sind. Die Bewohner Amsterdams wetteifern mit einander, ihnen frische Fische und Leckerbissen zu bringen, und jeden Morgen sieht man an dem Wasserbehältniß, worin die Seehunde sich befinden, einen Greis erscheinen, der von einem kleinen Mädchen und einem nur eine Faust großen Hunde aus Havannah begleitet ist. Kaum dort angekommen, springt das Kind, das die Ermächtigung dazu erhalten hat, über das Gitter und gesellt sich mit dem Hunde zu den beiden Seehunden. Diese beeilen sich, aus dem Wasser herauszukommen und ihren Freunden entgegen zu kriechen — gehen können die Seehunde leider nicht, da ihre Vorderfüße bis zur Wurzel, die Hinterfüße fast bis zur Ferse in der Haut stecken—, mit denen sie sich dann auf dem Sande ergötzen und in der verschiedensten Art spielen. Man rollt sich auf dem Sande, spielt sich gegenseitig Possen, doch besonders theilt man sich geschwisterlich in den Vorrath von Obst, Kuchen, Backwerk und Waffeln, mit welchem das Körbchen des Mädchens gefüllt ist.

Eines Tages ereignete es sich, daß der kleine Hund, welcher nicht am wenigsten munter und fröhlich ist, während er auf den Rücken eines der Seehunde springen wollte, über den Kopf des Thieres stürzte und in das drei Fuß tiefe Wasser des Bassins hineinfiel. Das arme Thier hielt sich nur einen Augenblick auf der Oberfläche und verschwand dann in der Tiefe. Sofort ließen die beiden Seehunde die sanften flötenartigen Töne, die ihnen eigenthümlich sind, hören und stürzten sich, so schnell sie es vermochten, in's Wasser. Bald nachher erschien das Männchen wieder und hielt in seiner Schnauze ganz behutsam den kleinen Hund, den es auf den Schooß des kleinen Mädchens in die Sonne legte. Dann bewachten alle Drei mit großer Aengstlichkeit die Bewegung des Verunglückten, bis sie sahen, daß er seine Pfoten wieder bewegte, die Augen öffnete und wieder zu laufen anfing.

Nun herrschte eine allgemeine Fröhlichkeit, und die Spiele begannen von neuem, als habe sich gar kein Unfall ereignet.

An den heiligen Christ in Leipzig. Eine hübsche Weihnachtsgeschichte erzählt das Leipziger Tageblatt: Unter den unbestellbaren Briefen der Weihnachtswoche befand sich auch folgendes Schreiben

„An den heiligen Christ in Leipzig."

„Lieber heiliger Christ! Es ist nun bald Weihnachten und ich weiß, wie du jetzt bei allen guten Kindern einkehrst und jedem artigen Knaben und Mädchen etwas Schönes mitbringst. Ach, lieber heiliger Christ, komme doch auch zu uns; denn wir warten gar sehr auf dich. Bescheere mir eine Schultasche, wo ich meine Bücher hineinthun kann, wenn ich in die Schule gehe, und meiner Selma auch eine. Auch hätten wir gern jedes ein Paar neue Schuhe, denn es ist recht schlechtes Wetter. Meinem Kurt bringe auch ein paar Bleisoldaten mit. Der arme Junge muß jetzt soviel in der Stube stecken. Dann aber mußt du auch mein Mütterchen wieder gesund machen. Mutter ist schon lange krank, muß an Krücken gehen und kann sich nicht helfen. Ach, bitte, lieber heiliger Christ, vergiß uns nicht. Ich will auch recht artig sein und die Mutter gehorchen. Wir wohnen ***straße Nr. im Hofe. Marie, Selma, Kurt." In Folge dessen hatte der wackere Beamte, der den Brief zu öffnen gehabt hatte, mehrere mitleidige Herzen geweckt und so wurde denn am heiligen Abend der Mutter und den Kindern eine hübsche Bescheerung zu Theil.

Bedienten-Redensart. Als ich Thomas in meine Dienste nahm, fragte ich ihn, ob er verheirathet sei?

Thomas: „Das versteht sich, Euer Gnaden."

Ich: „Und hat Er auch Kinder?"

Thomas: „Unterthänigst aufzuwarten."

Ich: „Wie viele?"

Thomas: „Drei Kinder, Euer Gnaden, und einen Sohn."

Der Spekulant um's Leben.

Zur Geschichte der Lebensversicherungen.

Vor einiger Zeit wurde auf der Flußbrücke in der Nähe des Städtchens M. der Leichnam eines Mannes gefunden. Ueber die Anzeige des Entdeckers erfolgte die behördliche Inaugenscheinnahme des Objectes, welche constatirte, daß gleich am Anfange der Brücke ein noch lebenskräftiger den besseren Ständen angehörender Mann durch einen Schuß mitten in die Brust getödtet worden war. Die Kugel hatte die Lungen durchbohrt und das Herz gestreift, so daß der Tod momentan eingetreten sein mußte. Man setzte fest, daß hier ein Mord vorliege und traf gleich die nöthigen Schritte, um des Mörders habhaft zu werden. Die That schien zwischen zwölf bis zwei Uhr Nachts geschehen zu sein, wie das schon gestockte Blut und die ganze Beschaffenheit des Leichnams zeigte. Am Abende vorher war eine dünne Schneedecke gefallen, wodurch die Commission aus den Fußspuren Folgendes festsetzte. An der der Stadt zugewendeten Seite der Brücke, wo auch der Leichnam lag, führte eine Straße vorbei, so daß da alle Spuren der Fußgänger und Wagen verwischt waren; über die Brücke war Niemand gegangen. Es schien also der Gemordete von der Stadt gekommen zu sein, von wo ihm der Mörder folgte; letzterer schien den ersteren, den wir L. nennen wollen, gleich am Kopfe der Brücke angerufen zu haben, L. wendete sich um und der Mörder schoß. Man fand keine Brieftasche, keine Uhr ꝛc., kurz, es war auch ein Raub ausgeübt worden. Die Commission verfolgte jetzt die Spur des Mörders über die Brücke fort bis zu einem querfeldein liegenden Ziegelstadel; dieser war schon lange nicht mehr benutzt und als Aufenthaltsort von durchziehendem Gesindel sehr in Verruf. Hier fand man die leere Brieftasche L.'s und das Werk seiner Uhr; das Gehäuse und die Kette schienen, nach vorgefundenen Kohlen zu urtheilen, eingeschmolzen worden zu sein, um so alle Spuren, die zu Entdeckungen führen konnten, zu verwischen. Die von der Hütte fortführende Spur wendete bald auf die Straße, war also nicht weiter zu verfolgen.

Während des Mittagsessens, welches ein bei der Commission betheiligter junger Beamter in einem Gasthause in M. einnahm, hörte er zufällig durch anwesende Gäste Einiges über die Person des Gemordeten. Es sei ein leichtsinniger Mensch gewesen, der sein bedeutendes Vermögen vergeudet, und sein Leben zu Gunsten seines Sohnes für eine Summe von 20,000 Gulden versichert hatte. Der Erzähler schloß mit den Worten, es sei vielleicht gut gewesen, daß der Betreffende getödtet wurde, da so sein Sohn diese bedeutende Summe bekomme, während es sonst sehr wahrscheinlich sei, daß sich in späterer Zeit L. selbst das Leben genommen hätte, da er in so zerrütteten Vermögensumständen war. Hätte er aber einen Selbstmord verübt, so wäre die Summe verloren, da die Versicherungsgesellschaften in einem solchen Falle zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen nicht gehalten sind.

„Wenn er sich doch selbst ermordet hätte," brummte der Commissair auffahrend vor sich hin, „und Alles blos so schlau angelegt hätte, um einen Mord scheinbar zu machen!" Der Gedanke ließ ihn nicht ruhen, und er eilte an den Ort der That. Er lehnte lange am Brückengeländer und starrte in das Wasser hinab. Plötzlich bemerkte er die Fragmente eines Stiefels an einem über das Wasser ragenden Strauche hängen, welcher auf jeden Fall mit der Absicht hinuntergeworfen worden war, in das Wasser zu fallen, zufällig im Falle aber gehemmt wurde. Er stieg herunter und holte den Stiefel. Es war von demselben eigentlich nur die Sohle vorhanden, und um dieselbe eine Schnur geschlungen. Er drückte die Sohle in den Schnee und sah, ob ihre Spur ganz der des vermutheten Räubers gleiche. Er band sich jetzt die Sohle an seinen Fuß, aber so, daß die Zehenspitzen des Stiefels unter die Ferse seines Fußes kamen, und machte einige Schritte neben der alten Spur, diese sahen einander vollkommen ähnlich. Bei genauerer Untersuchung der alten Spur fand er auch den Abdruck der Schnur, mit welchem die Sohle befestigt war. Er kam nun zu dem Schlusse, daß L. von dem besagten Ziegelstadel hergekommen sei, mit rückwärts angebundenen Sohlen, so daß es den Anschein haben sollte, der Mörder wäre von der Brücke fortgegangen. Seine Brieftasche und Uhr hatte natürlich auch er selbst dahingebracht. „Wie aber hat er die Pistole verschwinden gemacht?" fragte sich der Beamte. Er suchte lange nach einem Anhaltpunkte, bis er endlich eine kleine Verletzung am Brückengeländer wahrnahm, genau daneben, wo der Leichnam gelegen. Diese Verletzung des Holzes sah so aus, als ob Jemand einen harten Gegenstand über das Geländer habe schleudern wollen, der aber dasselbe gestreift hatte. Nach langem Denken kam ihm ein Einfall. Er holte einen Fischer, der im Wasser unter der Brücke mit einem Rechten, Stangen ꝛc. herumsuchen mußte. Endlich langte er eine Schnur heraus, an deren beiden Enden schwere Gegenstände hingen; der eine war eine Pistole, der andere ein großer Stein. Der Commissair schloß nun, daß L., angelangt am Orte des Selbstmordes, zuerst den Stein über das Brückengeländer hängen ließ, und sich dann erschoß. Die todte Hand ließ die Pistole fahren, und die Schwere des Steines zog sie über das Geländer ins Wasser; bei dem Gleiten über das Geländer hatten die Eisentheile der Waffe die Verletzung an der Barriere hervorgebracht.

Der Commissair machte die Anzeige seiner Entdeckungen, man untersuchte die Sache genau, die Versicherungsgesellschaft machte dem Sohne des L. einen Proceß. Infolge dessen wurden noch viele genaue Untersuchungen vorgenommen und zuletzt constatirte das Gericht wirklich, daß hier ein Selbst- und kein Raubmord vorliege. Die Fälle, wo sich Jemand für seinen Todesfall versichern läßt, sich umbringt und die Spuren des Selbstmordes zu vertilgen sucht, sind zwar keine seltenen, der vorliegende Fall hat aber wegen des dabei aufgewendeten Scharfsinnes großes Interesse, und man ist unschlüssig, ob man den des Selbstmörders, oder den des jungen Beamten, der den Betrug entdeckte, mehr anstaunen soll.

Ein Bauchredner als Dieb.

Ein elegant gekleideter junger Mann fuhr dieser Tage bei einem Goldarbeiter der Faubourg St. Germain in Paris vor, um einige Geburtstagsgeschenke zu kaufen. Der Goldarbeiter breitete Schmuckgegenstände aller Art aus und der Mann traf seine Wahl. Auf sein Verlangen wurde die Rechnung geschrieben, die sich auf 3,500 Francs belief.

„Quittiren Sie dieselbe," sagte er, „und schicken Sie sie mir mit den Sachen."

Er bezeichnete seine Wohnung u. wollte fortgehen, doch, sich besinnend, bemerkte er: „Ich brauche noch eine Stutzuhr für meine Mutter!" Nachdem er eine solche gewählt hatte, verließ er das Lokal mit der Bemerkung: „Ich erwarte Sie in einer Stunde."

Der Goldarbeiter, von seinem Commis begleitet, begibt sich nach der bezeichneten Wohnung; sie ist im ersten Stock eines vornehmen Hauses. Sie treten ein und finden den jungen Mann im Vorzimmer; derselbe bat den Goldarbeiter, einen Augenblick zu warten, während er seine Ankunft der Mutter melden werde, welcher er zuerst die Uhr zeigen wollte. Er nahm dieselbe und trat in den Salon ein, dessen Thür er halb auf ließ, wie auch die einer zweiten Stube.

Der Goldarbeiter und dessen Gehülfe hören nun folgende Unterredung: „Hier ist deine Uhr, liebe Mutter, einfach, wie du sie verlangt hast."

„Die ist noch viel zu schön, hast du nichts für deine Schwester gekauft?"

„Ja wohl, Mutter, du magst dein Urtheil darüber aussprechen, ich werde es dir mit der Rechnung zeigen."

„Sehr gern, ich sehe wohl, du Schelm, daß ich einen guten Theil derselben zahlen soll."

Der junge Mann kam mit der Uhr zum Goldarbeiter zurück.

„Meine Mutter ist sehr gut gestimmt," sagte er, „ich will, daß sie meine Wahl genehmigt, und besonders, daß sie selber bezahlt.

Es werden ihm die Schmucksachen übergeben und er geht zur Mutter zurück, die Thüren immer halb geöffnet lassend. Die Unterhaltung war also zu hören. Die Mutter fand Alles sehr schön.

„Indessen," bemerkte sie, „wollen wir den Geschmack deiner Schwester hören, rufe sie."

„Aber, liebe Mutter, ich wollte ihr eine Ueberraschung machen."

„Nein, nein, rufe sie nur!" verlangte die Frauenstimme.

Ein zweites Mal herauskommend, sagte der junge Mann zum Goldarbeiter: „Das ist die Laune einer alten Frau, ich muß meine Schwester rufen."

Er ging durch das Vorzimmer hinaus. Eine halbe Stunde verging, die beiden Harrenden, ungeduldig geworden, machten etwas Geräusch, um die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu ziehen; es war Alles still. Sie öffnen die Thüre zum Salon und sehen denselben ohne Möbel; sie gehen durch die anderen Zimmer und gewinnen die Ueberzeugung, daß Niemand sich dort befindet, und doch ist kein Ausgang vorhanden, aus dem die Mutter hätte fortgehen können.

Sie stiegen zum Portier hinunter, der auf ihre Frage antwortet: „Dieser Herr ist so eben fortgegangen, er hat die Wohnung nur bedingungsweise gemiethet; er hat als Entschädigung für alle Fälle 20 Frcs. als Geschenk gegeben, und seit zwei Tagen beschäftigt er sich damit, Alles zu vermessen, weil er nicht früher miethen wollte, als bis er sich überzeugt, daß er alle seine Möbel nach Wunsch werde unterbringen können; ich habe Sie für Tapezierer gehalten, die er angeblich erwartete."

Der Streich war gespielt, der Goldarbeiter um seine Schmucksachen betrogen. Aber was war aus der Person geworden, welche die Rolle der Mutter gespielt hatte? Der Dieb mußte wohl ein—Bauchredner gewesen sein und vortrefflich die Stimme der alten Frau nachgemacht haben.

Zur Pflege der Augen.

Von einem praktischen Augenarzte.

Um gesunde Augen zu erhalten, muß man überhaupt seine Gesundheit erhalten. Schlechte Verdauung, d. h. gestörte Versorgung des Körpers mit den nöthigen Nahrungssäften, ist meist die erste Ursache aller Krankheiten und dann auch besonders schlechter, schwacher Augen. Die Verdauung und die Sehkraft werden am meisten durch zu vieles Trinken geschwächt, noch öfter durch Essen und Trinken während aufgereizter Momente, irgend einer Leidenschaft, besonders des Zorns oder Aergers oder kurz darauf. Es sind schon Menschen durch unbändigen Zorn plötzlich blind geworden.

Eine ganz spezielle, häufige Ursache jetziger Augenleiden habe ich in der üblen Gewohnheit des Lesens auf den Dampf- und Straßeneisenbahnen gefunden. Die ungemein empfindliche, und blitzschnell wirkende Maschinerie des thätigen Auges muß sich während der zitternden, rüttelnden Bewegung des dahin brausenden Waggons fast jeden Augenblick anstrengen, die stets rückenden und umhergestoßenen Focalentfernungen, d. h. Sehweiten zwischen Auge und Papier, zu erhaschen und sich deshalb immerwährend für diese stets veränderten Sehweiten einzurichten suchen. Dies ist eine Hetzjagd für die Augen, der auf die Dauer ein „durch neun eiserne Thüren sehender Luchs" erliegen muß. Wir haben erst neulich einen erblindeten Patienten, der jahrelang fast alle Tage auf der Eisenbahn fuhr und las, als unheilbar entlassen müssen. Die Maschinerie der Sehkraft war eben vollständig zerstört. Allerdings wird nicht Jeder blind durch's Lesen beim Fahren, aber es ist und bleibt immer eine Mißhandlung der Augen, die sich früher oder später durch Schwäche, Kurzsichtigkeit u. s. w. bemerkbar machen wird.

Auch ungeeignete Benutzung künstlichen, besonders des Gaslichtes, verursacht viele Augenleiden. Mit hitzender Gasflamme vor den Augen schadet man der arbeitenden Sehkraft immer. Das Licht — jedes, Sonnen-, Lampen- uns Gaslicht—sollte immer möglichst von oben und noch besser von der linken Schulter herab den Gegenstand beleuchten, mit welchem sich die Augen beschäftigen. Deshalb ist es auch nicht gut, mit dem Gesichte gerade dem Fenster gegenüber zu arbeiten, am allerwenigsten, wenn ein reflectirtes Licht, etwa von einer sonnenbeschienenen Wand gegenüber hereinblendet. Es ist grober Mordversuch gegen die Augen, in direktem Sonnenlichte zu lesen, zu schreiben oder sonst im Zimmer zu arbeiten. Das Auge ist sonnenhaft und liebt, so lange es gesund ist, das liebe Himmelslicht und alle Farben desselben. Daher ist ein sehr helles Zimmer besser, als ein spärlich erhelltes. Aber das Licht muß nicht mit geraden Sonnenstrahlen, auch nicht von unten oder wohl quer durch, auch nicht heller auf die Augen, als auf den gesehenen Gegenstand fallen. Beim Schreiben, Lesen u. s. w. sitzt man am besten mit der linken Seite fensterwärts, das, wenn tief, bis über die Augenhöhe durch einen bläulichen Schirm verdeckt werden sollte.

Nichts ist anstrengender und schädlicher für das sonnenhafte Auge, als es im Zwielichte mit einbrechender Dunkelheit so lange wie möglich anzustrengen. Viele Augenkrankheiten kommen vom Lesen und sonstiger Arbeit bei ungenügendem Lichte. Direktes Weiß, namentlich in großen Flächen und stark beleuchtet, ist ein anderes Blend- und Erblindungswerk für die Augen. Die vielen hellen Häuserfronten in den meisten großen Städten ohne Baum und Abwechselung in langen Doppelreihen voller Sonne, Staub und giftiger Luft ruiniren mehr Magen, Lunge und Augen, als Aerzte, Apotheken und Sommer Ausflüge gut machen können. Gutes, weißes Papier, groß und scharf genug und ordentlich schwarz bedruckt, ist nicht schädlich, wie Viele glauben. Das Schwarz und Weiß ergänzt sich so ziemlich, so daß das Auge nicht übermäßig angestrengt wird. Das eigentliche Gift für die Augen ist der schlechte, oft kleine, nicht ordentliche schwarze Druck auf dem niederträchtigen Grau vieler unserer Zeitungen.

Gedrucktes auf farbigem Papier, wenn es sich nicht auf einen bläulichen Ton beschränkt, ist in der Regel nachtheiliger, als Schwarz auf Weiß. Jede einzelne Farbe, wenn sie dem Auge zu lange ausschließlich geboten wird, ermüdet die Sehkraft und macht sie durstig nach der Ergänzungsfarbe. Dies gilt besonders von den direkten Farben: Gelb, Blau und Roth, so daß man nie ohne Nachtheil in ganz blauen, gelben oder rothen Stuben wohnen wird. Das Rothe macht besonders nervös, ärgerlich und zum Zorne geneigt. Gelb giebt Kopf- und Augenschmerzen, das grelle Blau ruft die „blauen Teufel" herbei, wie die Engländer mit Recht melancholische Gedanken und Stimmungen nennen. Selbst das erquickende Grün der Natur macht blos deshalb eine Ausnahme, weil sich der blaue Himmel darüber wölbt und in der Luft alle Farbentöne so musiciren, daß sich alle Mißklänge immer bald in desto schöneres Wohlgefallen auflösen.

Neuestes Recept zur Holzersparnisz.

„Glooben Se's nu oder glooben Se's nich, meine Härrens," sagt der Glaser Baumann im Bierhause, wo er mit seinen Bekannten am gewöhnlichen Tische sitzt, „zwee Klaftern Holz für den Winter und nich mehr, und w a r m muß ich sitzen, denn ich bin frostener Natur un mei Loschi kennen Se doch ooch Alle; vorneraus änne zweefenstrige und änne eenfenstrige Stube, alle beede geheezt, hintenaus de Schlafkammer ooch geheezt un fer de Kiche fällt ooch noch genug zum Kochen ab."

Die Gäste des Tisches, sämmtlich Familienväter und hinreichend bewandert in Wirthschaftsangelegenheiten, schütteln ungläubig die Köpfe und kommen nach mannichfachen Berechnungen zu dem Resultate, daß es durchaus unmöglich sei, mit zwei Klaftern Holz in der angegebenen Weise während eines ganzen Winterhalbjahres auszureichen.

Baumann hört schweigend und pfiffig lächelnd alle diese Berechnungen mit an, bis er endlich, als der Streit den Gipfelpunkt erreicht hat, das Wort ergreift.

„Erlooben Se, meine Härrens," beginnt Baumann, „sähen Se, ä langes Hin- und Herstreiten nitzt hier gar nischt niche, denn 's hat ä Jeder recht; die Sache is möglich, aber is ooch nicht möglich—ganz wie mer se ansieht. 's kommt Sie hier Alles blos uff die eegenthümlichen Umstände an, von die aus mer seinen Gesichtspunkt anseh'n muß. Die ganze Sache is Se nämlich ä so: Meinen Hauswärth kennen Se doch, den alten reichen Kauz, den Bartekiljeh Schnabel? Nu säh'n Se, das is nu ä eenzlichter Mann, ä alter Junggeselle, der den ganzen Winter blos eene Stube heezt und doch braucht er allemal gerade noch mal so viel Holz als wie ich—g'rade vier Klaftern u. ooch Weißbichenes. Das werden Se nu vielleicht ooch wieder nich glooben, un er sagte ofte zu mir: Nee, Herr Baumann, sagte er, ich wees gar nich, wie mei Holz so rasch alle wärd, sagt er. Ja, sag' ich, Herr Schnabel, das scheint mir selber ä so, sag ich, aber ich kann mer's ooch nich erklären, sag ich. — Wie's eegentlich zugeht, wees ich Se recht gut, nur bin ich nich so dumm, daß ich's ihn uff de Nase binden thue. Schnabel is nämlich ä sehr sehr ordentlicher und bünktlicher Mann, hären Se, bei dem muß Se Alles uff de Stunde und uff de Minute gehn. Nu hat er's also ooch so eingericht, daß er allemal 'n ersten August un 'n ersten Dezember sich sei Holz anfahren läßt, jedesmal zwee Klafter hartes, weißbichenes. Ich habe mer's in meine Haushaltung nu ooch akrade so eingericht un koofe mer ooch allemal 'n ersten August un 'n ersten Dezember mei Holz, ooch hartes weißbichenes, aber allemal blos een eenziges Klafter. Das Holz wärde Se nu uff der Straße vor'n Hause hingefahren un abgeladen, ganz nahe bei 'nander, weil's Haus nich so sehre breet is. Schnabel is, wie Se wissen, ä bischen sehr genau, was's Geldausgeben anbetrifft und deshalb nimmt er ooch niemals nich mehr als wie drei Mann Holzhacker un noch derzu uff Dagelohn, ä halben Dahler bro Mann. Ich nehme ooch fer meine eenzige Klafter drei Mann, ich bin aber nich so, ich gäbe Jeden zwanzig Neugroschen un ä Schnaps. Das wissen Se nu Schnabeln seine Holzhacker recht gut un ärgern sich ooch nich schlecht darüber, aber Schnabel giebt nu eenmal nie mich mehr. Nu geht Se also 's Gesäge un 's Gehacke unten uff de Straße los; meine Holzhacker sin Se kreizfidel, weil se ihren guten Schaps kriegen, Schnabeln seine sin aber märr'sch und verdrießlich, weil se außer ihrem bischen Lohn weiter gar nischt nich kriegen. Säh'n Se, nu is es ä so: wenn meine Leite nu ä mal 'n Rücken kehren, bautz! schmeißen Schnabeln seine ä baar Holzscheiter rüber uff meinen Haufen, denn se denken, worum sollen mer's uns nich 'n bischen bequem machen, die andern Kärle kriegen so mehr Geld un haben weniger zu arbeiten als mir! Das geht Se nu 'n Vormittag so fort, und da dauert's gar nich lange, so is von Schnabeln seinem Holze eene halbe Klafter rüber uff meine Klafter geschmissen. Na sähen Se, was soll ich nu dabei machen—soll ich mich etwa neinmengen un den Leiten ihren Spaß verderben? Nee, denn erstens geht's mir gar nischt an un zweetens hab ich Schnabeln seinen Holzhackern ooch gar nischt nich zu sagen, wenn ich am Ende gar noch will rechte Grobheeten uffgebackt kriegen. Wenn nu 's Holz kleen gemacht is, so geht Se's ans Dragen, denn de Holzhacker müssen's 'nuff uff'n Holzboden schaffen. Da is Se nu aber ooch wieder so ä eegenthümliches Verhältniß von Umständlichkeeten, wovor ich gar nischt nich kann, was aber ooch nich zu Schnabeln seinen Nutzen is. Sein Holzboden is nämlich eene Treppe höher, un seine Leite müssen allemal an meiner Holzkammer vorbeigeh'n. Wenn se nu ihre Holzhucken 'nuff schleppen un 's is von meinen Leiten grade keener nich in der Holzkammer, wo natürlich de Dhire immer offen stehen dhut, da denken die gemeenen Menschen so stille bei sich: Ih was soll ich das schwere Zeug noch eene Treppe 'nuffschleppen, un — barrdaus! bautz! — schmeißen se ihre Hucken uff mei Holz in meine Kammer 'nein! Nu soll ich etwa da jetzt ä großen Lärm un Spektakel mit so gemeene Menschen anfangen? Ich mißte am Ende gar gewärtig sin, daß se mich de Treppe 'nunter schmeißen dhäten. Uff die Weise aber werfen die nischtnutzigen Kärle ganz gewiß noch änne halbe Klafter von ihrem kleen gemachten Holz uff meinen Holzboden, und so kommt's dann ooch allemal, daß ich frih eene Klafter Holz koofe un Schnabel zwee; aber Abends, wenn's nu oben uff'n Boden is, da hat der Schnabel allemal blos noch eene, ich aber zwee Klaftern, ohne daß ich mich weiter dadrum bekimmert habe. Un säh'n Se, meine Härrens, so is Se also das Geheemniß, wie ich mit zwee Klaftern Holz 'n ganzen Winter in zwee Stuben vorneraus un eener Schlafkammer hintenaus genug haben dhue."

Ein Heiraths-Gesuch-Histörchen

wie solches sich wirklich vor Kurzem in Dresden zugetragen.

Vor nicht langer Zeit stand in den Dresdner Nachrichten ein Heirathsgesuch, das von einem jungen Handwerker ausging, der „auf diesem schon oft mit Glück betretenen Wege" eine Lebensgefährten mit so und so viel Tugenden und womöglich „etwas Vermögen" suchte.

Schon am ersten Tage liefen in der Expedition des genannten Blattes sechs, später sieben bis acht Briefe unter der bezeichneten Adresse ein, etliche sogar mit Photographie-Portraits begleitet. Der Heirathscandidat erbricht voller Erwartung die Briefe der Theresen, Augusten, Carolinen und Henrietten. Sogar eine Hulda und Amanda befanden sich darunter. Welche Schilderungen, welche Musterkarte weiblicher Jugend, Liebe, Sanftmuth, Tugend, Schönheit und Sinn für Häuslichkeit in allen Ecken, nur die Paragraphen von wegen der Moneten kann der Heirathscandidat nicht finden. Seine Blicke irren vergebens nach diesem Leuchtpunkte. Der Capitain Roß kann die westliche Durchfahrt nicht emsiger gesucht haben.

Endlich der letzte Brief—Hurrah—noch ist Polen nicht verloren. Es glänzten so lustig die Sterne. Es meldet sich eine Schöne ohne Portrait, aber das macht nichts aus. Das Fräulein schreibt: Ich habe 500 Thaler, Hurrah, das deckt alle unorthographischen Fehler zu. Außerdem „ein Fräulein nicht von hier." „Die wird geheirathet!" ruft der glückliche Finder und die Federn setzen sich in Bewegung. Die Correspondenz beginnt. Die Briefe werden an einem gewissen Orte ausgetauscht.

Endlich Sonntag früh ein Stelldichein und zwar in der Friedrichstadt in der Allee bei Anton's Denkmal. Erkennungszeichen von männlicher Seite: Eine blaue Papierrolle in der Hand. Die liebeglühende Schöne brauner Tuchmantel, grüner Hut mit weißer Schleife. Holde Sehnsucht süßes Hoffen. Fritze leimt sich die schönste Papierrolle zusammen. Er bürstet den Frack, er hungert vor Liebe — da kommt der Sonntag. Das Haar wird gekämmt und pomadisirt, der Backenbart nach der neuesten Mode zugestutzt. Die Busennadel glänzt auf weißem Vorhemdchen, die an die Arbeit gewöhnten Hände in Glacées gezwängt, den Cylinder aufgestutzt. Jetzt, Schicksal, gehe deinen Gang. Bereits zwanzig Minuten vor der bestimmsten Stunde ist Fritze an dem Platze. Sein Herz arbeitet convulsivisch. Sein geschärfter Blick durchirrt die Allee, wo sein Glück daher kommen soll. Die Stunde schlägt, der Wind saust, das Herz braust.

Da langt der braune Mantel, eine kleine Wurstfigur umschließend, wohlbehalten an. Fritze, obschon die Gestalt nicht verlockend, faßt sich Courage.

„Schön guten Morgen, mein verehrtes Fräul — Himmel Donnerwetter." — Fritze fühlt, daß er geleimt. Vor Schrecken entfällt ihm die Papierrolle. Die geträumte Braut mit den 500 Thalern ist seine eigene Schwester. Höchst eigenthümliche Entdeckungsscene. Die Folge davon war, daß Fritz heute noch zu haben ist.

Insekten im Blei. Es ist jüngst wieder ein interessanter Fall, in welchem Blei durch Hautflügler angefressen wurde, beobachtet worden. In einer Bleikammer, wie sie in französischen Tabackfabriken eingerichtet sind, wurde die einen Tragbalken bedeckende vier Milimeter starke Bleiplatte von einem vollkommen cylindrischen Loch durchbohrt gefunden. Bei näherer Untersuchung entdeckte man die Larve eines Insects, welches sich zuerst durch das Holz und dann durch das Blei gearbeitet hatte, um an die Luft zu kommen. Der schon zur Hälfte entwickelte Körper des Insects stark noch theilweise im Blei und zwar mit dem Kopfe voran. Das Loch hatte genau den Durchmesser des Thieres, so daß sich dasselbe nicht umwenden konnte, um zu entschlüpfen. Bei dem weitern Suchen fanden sich noch drei solcher Löcher, welche den Insecten zum Entschlüpfen gedient hatten. Die Ränder dieser Löcher waren rauh und wie mit einer Feile gemacht.

Angehen. Eine Dame kam zum Fürsten, und redete ihn folgendermaßen an:

Dame: „Euer Durchlaucht, mein Mann mißhandelt mich."

Fürst: „Das geht mich nichts an."

Dame: „Er schimpft auch über Sie."

Fürst: „Das geht Sie nichts an."